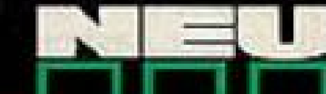
1,80 DM / Band 577
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Krakenfalle

Frankreich F 8,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Die Krakenfalle

John Sinclair Nr. 577

von Jason Dark

erschienen am 25.07.1989

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Krakenfalle

Beide wußten, daß es einen Kampf auf Leben und Tod geben würde, denn es konnte nur einen Sieger geben!

Wind umtoste die Kämpfer, heulte wie ein Tier, rauschte als Höllenatem über die Klippe, an dessen Rand sie sich gegenüberstanden.

Er, der schwarze Priester aus Atlantis, und sie – Kara, die schöne Tochter des weißen Magier Delios.

Die Kämpfer hatten ihre Waffen gezogen. Kara trug ein Schwert mit goldener Klinge. Zum erstenmal durfte sie es führen, und sie war gespannt darauf, ob Nathan, der Schmied, mit der Herstellung dieser Waffe tatsächlich eine Meisterleistung vollbracht hatte, wie er stets behauptete.

Der schwarze Priester beobachtete sie. Aus seinen Händen wuchs etwas in die Höhe, das wie ein heller Strahl aussah.

Ebenfalls ein Schwert, nur ohne Griff und nicht aus Metall. Es sah aus, als bestünde es aus Licht.

Nicht nur Dunkelheit umgab die beiden Kämpfer. Ein graues Licht hatte seinen Teppich wie eine Glocke gewoben und spannte sie hoch über die Köpfe der beiden Kämpfer, wobei helle Lichtblitze die Glocke spalteten.

Ein Gewitter kündigte sich an. Noch tobte es weit vor der Küste.

Immer wieder zerschnitten Blitze die Dunkelheit.

Unter dem Himmel lag das Meer als wogende Fläche. Ab und zu bedeckt von helleren Schaumkronen, die als tanzende Gebilde auf den Wellen huschten.

Ein fast romantisches Bild, für das die beiden Kämpfer keinen Blick hatten. Jeder wartete auf den Angriff des anderen.

Kara wollte nicht beginnen. Sie war eine schöne Frau. Das helle lange Kleid stand im Kontrast zu ihren dunklen Haaren. Gegen ihr feingeschnittenes Gesicht wehte der Wind und trieb die Haare als Flut zurück. Sie hatte die Augen etwas zusammengezogen, ihr Blick richtete sich dabei auf den schwarzen Priester.

Viel war von ihm nicht zu sehen. Das helle, lichtartige Schwert, das sich vor seiner schwarzen Gestalt scharf abmalte. Kein Gesicht, kein Kopf, nur Kutte, Kapuze und die Waffe.

Ein Drittel Schatten, ein Drittel Monster, vielleicht ein Drittel Mensch. Nur so konnte Kara ihn sehen. Die schwarzen Priester waren in Atlantis gefürchtet, viele kannten sie, die meisten fürchteten sie oder wußten nicht einmal, wo sie herkamen.

Selbst der weise Delios, Karas Vater, hatte seiner Tochter die Herkunft der Grauenhaften nicht erklären können.

Daß der schwarze Priester kampfbereit war, zeigte er deutlich an.

Sein Lichtlanzenschwert sank langsam nach unten. Es war eine sehr überlegte Bewegung, siegessicher wirkte sie, und es war das Zeichen zum Angriff. Plötzlich jagte der Lichtspeer auf die Frau zu. Er verlängerte sich in Windeseile. Kara bekam nicht die Chance, ihm auszuweichen, aber sie dachte innerhalb eines Sekundenbruchteils an die Worte ihres Vaters.

Das Schwert mit der goldenen Klinge besitzt Eigenschaften und Kräfte, die du nicht unterschätzen darfst.

Und die Klinge zeigte ihre Kraft.

Kara brauchte sie kaum anzuheben. Eine kurze Bewegung reichte völlig aus.

Der Lichtstrahl fand nicht in der dunkelhaarigen Gestalt sein Ziel, er wurde von der Klinge wie magisch angezogen. Sie saugte ihn auf, schluckte den grellen, scharf gebündelten Lichtstrahl und wies ihn

gleichzeitig ab.

Als heller Reflex schlug er einen Halbbogen und jagte schräg in den düsteren Himmel, wo er kippte, über den Rand der Klippe längst hinweggejagt war und sein Ziel in den Wogen des Meeres fand.

Ob er dort verlöschte oder sich unter der Oberfläche ausbreitete, konnte Kara nicht erkennen. Sie spürte plötzlich eine ungemein starke Kraft, die sie durchdrang und zu einer Furie werden ließ. Die Erleichterung löste sich durch einen Schrei, der selbst das Krachen der Brandung übertönte.

Für Kara war es das Startsignal.

Der schwarze Priester wurde von der plötzlichen Attacke überrascht. Er konnte erst reagieren, als Kara dicht vor ihm erschien und mit der goldenen Klinge zuschlug.

Zackig und vergleichbar mit einem Irrlicht bewegte sich die Lanze aus Licht. Sie zuckte der Schönen aus dem Totenreich entgegen, um sie zu vernichten.

Kara hielt mit dem Schwert dagegen. Das Licht wickelte sich spiralförmig um die Klinge, ohne sie zerstören zu können, denn Kara war wieder einmal schneller.

Sie schlug zu.

Es war ein schräg angesetzter Hieb, der die dunkle Gestalt sicherlich gespalten hätte, doch der schwarze Priester schaffte es, sich blitzschnell nach hinten zu bewegen.

Der Hieb traf nicht. Die goldene Klinge huschte an ihm vorbei.

Dumpfes Gelächter schallte Delios' Tochter entgegen. Sie hörte sich keuchen. Sie fürchtete sich davor, nicht mehr weiterkämpfen zu können. Das Licht der Lanze umtoste sie und bildete einen Käfig aus Blitzen.

Kara spürte, daß der Priester nicht aufgeben wollte. Er machte weiter, holte noch einmal aus, als sie alles auf eine Karte setzte. Mit beiden Händen packte sie den Griff und schwang die Waffe wie mit spielerisch anmutender Leichtigkeit herum, während sich die hellen Blitze von ihr entfernten.

Gleichzeitig krachte ein gewaltiger Donnerschlag auf, der dumpf über das Land, den Himmel und das Meer rollte, als wollte er die braungelben Felsen zersprengen.

Der Donner war das Signal zum Sieg!

In das Echo des Donners hinein vernahm Kara ein Röcheln. Unter der Kutte bewegte sich etwas wie Schlamm. Ob es ein Gesicht war, konnte Kara nicht erkennen, aus der Masse jedenfalls drangen ihr dumpfe Laute entgegen.

Kara sprang zurück und schlug in der Bewegung noch einmal zu.

Diesmal schien die Klinge auch bei ihr zu wachsen. Der schwarze Priester wollte sich nach hinten werfen. Er befand sich bereits auf dem

Sprung, als es ihn erwischte.

Diesmal von oben nach unten.

Es war ein Hieb, der ihn erschütterte. Für einen winzigen Augenblick zeigte er sein wahres Gesicht. Eine hellgraue Gestalt zeichnete sich ab, die Kutte war verschwunden, das Gesicht wirkte fleischig, beißender Geruch wehte ihr entgegen, und Kara trat in einem Anfall von Wut gegen die Gestalt.

Sie hatte mit dem rechten Fuß zugetreten. Es war ein hämmernder Tritt, der den schwarzen Priester erwischte und ihn zurücktrieb, genau auf den Rand der Klippe zu.

Damit war Kara nicht einverstanden.

Sie setzte nach.

Es war ihr erster Kampf gegen die Mächte der Finsternis, die dabei waren, Atlantis in ihren Besitz zu bringen, und sie wollte es einfach wissen. Ihr Vater hatte ihr versprochen, daß sie das Böse bekämpfen mußte und daß es nicht siegen durfte.

Davon ging sie aus.

Wieder griff sie an.

»Stirb endlich!«

Ihr Schrei wehte über den Rand der Klippe hinweg. Er schien den schwarzen Priester anzuheben, denn die Gestalt breitete die Arme aus, als sie den Rand der Klippe erreicht hatte.

Für einen winzigen Augenblick schien sie dort festgeklemmt zu sein, als wollte sie überlegen, ob sie es noch einmal wagen sollte, wieder anzugreifen.

Dann kippte sie nach hinten.

In und auf seinem Körper entstand ein helleres Muster. Genau an den Stellen, wo die Klinge sie getroffen hatte. Filigrane Zeichnungen, die nicht mehr verlöschten, als wollten sie den schwarzen Priester einfach zerreißen.

Dann verschwand er, als hätte irgendeine Kraft ihm die Beine weggezogen.

Kara ging die wenigen Schritte vor bis zum Klippenrand und schaute in die Tiefe.

Unten rollte das Meer mit gewaltigen Schlägen gegen die Steilküste an, so daß ein scharfer Kontrast zwischen Hell und Dunkel entstand. Der weiße Schaum wirkte wie ein Untergrund für eine oberhalb düstere Bühnenszene, in die der schwarze Priester hineinfiel.

Er raste in die Tiefe wie ein Stein. Die Arme hatte er ausgebreitet, als wollte er sich irgendwo festhalten. Der Fallwind drückte von unten her gegen die Kutte, doch er beeinträchtigte den Fall kaum.

Mit dem Schwert in der Hand schaute Kara dem schwarzen Priester nach. Die Zeit lief für sie langsamer ab. Sie sah alles ganz genau.

Auf ihren Lippen lag das Lächeln wie eingefroren. Die Augen

glänzten. Die goldene Klinge ragte über den Rand der Klippe hinweg, als sollte sie noch einmal den Weg nachzeichnen.

Der schwarze Priester fiel. Meer, Klippen und Brandung zogen ihn magisch an. Da war kein Netz, das ihn auffing; die See wollte ihr Opfer, und sie bekam es.

Es sah so aus, als wollte sich das Wasser für den schwarzen Priester öffnen. Sein Körper, falls überhaupt einer vorhanden war, was Kara noch immer nicht genau wußte, zerschellte auf den Klippen.

Der Zufall oder das Schicksal sorgten dafür, daß die Gestalt genau in einer großen Lücke verschwand, die wie ein schwarzer Trichter wirkte. Als der Körper die schaumige Oberfläche berührte, spaltete noch einmal ein Blitz den düstergrauen Himmel, bevor er sich netzartig auf der Oberfläche verteilte und Kara die Chance gab, das Ende des schwarzen Priesters zu erleben.

Er klatschte in die Wellen. Sie schlugen über ihm zusammen wie riesige Hände, ohne ihn je wieder loslassen zu wollen. Im nächsten Moment war er verschwunden.

Kara aber stand da als Siegerin. Sie dachte an ihren Vater, der ihr die goldene Klinge überlasen hatte, sie lachte gegen den Wind und fühlte sich unheimlich gut.

Durch die Hilfe des Schwerts hatte sie die erste Hürde überwunden.

Der schwarze Priester war nicht mehr!

Sie wollte gehen. Sie hätte auch gehen können, aber sie wollte den Ort ihres ersten großen Triumphes noch einmal auskosten. So schaute sie weiterhin mit glänzenden Augen nach unten, wo die See ein anderes Gesicht zeigte, denn sie begann genau an der Stelle zu brodeln und zu kochen, wo der schwarze Priester hineingefallen war.

Ein gewaltiges Brüllen schallte der Frau entgegen. Ungeheuer schienen aus der Tiefe zu steigen und die Oberfläche zum Kochen zu bringen. Schaum und Wellen vereinigten sich zu gewaltigen Gebilden, das Wasser war längst zu einer aufpeitschenden und kochenden Hölle geworden.

Allmählich verschwand Karas Triumph. Sie begann, nachzudenken und merkte, daß es nicht so gelaufen war, wie es eigentlich hätte sein müssen. Der schwarze Priester war abgestürzt, erledigt, aber er hatte noch ein Erbe hinterlassen.

Das Wasser kochte.

Eine andere Hölle hatte sich aufgetan. Schaumig und donnernd schleuderte sie die Wellen gegen die Felsen.

Kara wußte nicht, was es bedeutete. Sie starrte nur an der Klippe entlang in die Tiefe. Eine innere Stimme befahl ihr, stehenzubleiben.

Sie hatte das Ende des schwarzen Priesters gesehen, miterlebt, aber sie traute dem Frieden nicht. Einfach deshalb nicht, weil sich das Meer so ungewöhnlich benahm. Noch tobte, kochte und brodelte es.

Bildete Schaum, warf Blasen, schuf Kreisel, als wäre es dabei, etwas aus der Tiefe des Meeres zu holen, das lange Zeit dort verborgen geblieben war.

Aber was?

Der weise Delios hatte seine Tochter nicht eingeweiht, als er sie in den Kampf gegen den schwarzen Priester schickte.

War es überhaupt möglich, daß er nach der Attacke vernichtet oder ertrunken war?

Kämpfte er noch?

Es sah so aus, denn aus der Tiefe strömte etwas hervor, das den Schaum noch heller machte.

Es sah von oben aus wie ein Lichtschein, doch wer hätte im Wasser ein Licht erzeugen können?

Das Helle blieb. Aus ihm stieg ein schemenhaftes Etwas herauf, mit dem Kara zunächst nichts anfangen konnte, weil es von der Gestalt her einfach zu unförmig war.

Zudem befand es sich unter Wasser, nur Teile von ihm ragten hin und wieder aus schmalen Wellentälern. Dicke Gegenstände peitschten die See noch einmal auf, das Wasser brodelte weiter und zeigte im Zentrum einen roten Punkt.

Ein Auge…

Groß, kreisrund, glühend wie das Feuer eines Schmieds, das unter der Wasseroberfläche zerlief.

Das konnte der schwarze Priester nicht sein, das war ein unförmiges Monstrum, das an einer bestimmten Stelle die kochende See verließ und wie ein langer Arm gegen die steile Felswand peitschte.

In diesem Augenblick erkannte Kara, um was es sich bei diesem Monstrum handelte.

Es war ein Krake!

***

Die schwarzhaarige Frau wußte sehr gut, daß es Kraken gab, auch solche, die, Ungeheuern gleich, aus der Flut stiegen und kraftvoll gegen die Steilwand schlugen.

Krachende Schläge, umtost von den Geräuschen der Brandung, eingehüllt in Schaum und Gischt.

Ein Monstrum hatte sie vernichtet, ein zweites jedoch war erschienen, vielleicht sogar noch schlimmer als das erste. War ihr Sieg über den schwarzen Priester überhaupt einer gewesen?

Obwohl Kara das Schwert mit der goldenen Klinge in der Hand hielt, kam sie sich allein auf dem Felsen stehend irgendwie verloren vor. Sie hatte den Kampf gewonnen und ihn trotzdem verloren.

Ihre Lippen zuckten, als sie Worte sprach, die sie nur selbst verstehen konnte.

Der Krake unter ihr tobte. Er widerstand der Brandung. Seine Fangarme tauchten aus der kochenden Flut und hämmerten immer wieder gegen die steile Wand, als wollten sie diese zertrümmern, was er allerdings trotz seiner immensen Kraft nicht schaffte.

Als eine besonders starke Welle heranrollte, ließ er sich von ihr in die Höhe tragen und bis gegen die steile Wand schwemmen, als wollte er an dem glatten Gestein hochklettern.

Auch das schaffte er nicht. Er rutschte ab. Dabei war sein Blick in die Höhe gerichtet. Kara hatte das Gefühl, als würde der rote Fleck nur sie allein anschauen.

Dieser Blick war ein Versprechen. Er beinhaltete all die Grausamkeit, zu der ein Monstrum wie dieses fähig war. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß der Krake nur auf seine Antriebskraft hörte, jemand mußte hinter ihm stehen und ihm einen entsprechenden Befehl gegeben haben.

Auch weiterhin peitschten die langen Fangarme aus dem kochenden Wasser und schlugen wuchtig gegen den Fels. Der Himmel hatte sich in seiner Farbe verdichtet. Er war schwarz geworden wie das Pech der Fackeln. Dazwischen funkelten die Blitze wie breite, zackige Bänder, die dafür sorgten, daß die Schwärze immer wieder aufgerissen wurde.

Langsam trat Kara zurück. Mit der freien Hand strich sie durch ihr Haar.

Ihre Gedanken drehten sich sorgenvoll um die Vernichtung des schwarzen Priesters.

Hatte sie ihn tatsächlich für alle Zeiten vernichten können, oder war ihr nur ein Scheinsieg gelungen?

Die dunkelhaarige Frau wußte es nicht. Noch einmal schaute sie in die Tiefe, wo der Krake wie eine Halbkugel aus der kochenden See schaute und mit seinem roten Auge auf Kara schaute.

Dann trat sie zurück.

Wieder stürmte eine Bö auf sie zu und erfaßte sie dermaßen stark, daß sie beinahe von den Beinen gerissen wurde. Nein sie wollte nicht mehr bleiben, sie mußte einfach weg, denn sie konnte über ihren ersten Sieg, mit der goldenen Klinge errungen, nicht mehr froh werden. Sie mußte mit ihrem Vater reden, der vielleicht mehr wußte und sie möglicherweise trösten konnte. Fast fluchtartig rannte sie davon…

***

Kara gehörte zu den wenigen Menschen, die ohne Anmeldung ihren Vater, den weisen Delios, besuchen durften. Er hatte sich in dieser Nacht noch nicht zur Ruhe gelegt und wartete in seinem palastähnlichen Raum auf sie. Die Diener hatten sie passieren lassen. Auf dem hellen Steinboden warfen Karas Schritte Echos, als sie in den

Raum stürmte und vorbei an den Feuerschalen lief.

»Vater!«

Ihr Schrei durchbrach die Stille. Kara hatte vorgehabt, sich in die Arme des Mannes zu werfen, doch sie brachte es nicht mehr fertig.

Sie stand da und schaute ihn an.

Delios nickte ihr zu. »Willkommen, Kara. Ich sehe dir an, daß du gekämpft hast.«

»Ja.«

»Daß du zu mir zurückgekommen bist, zeigt mir, daß es einen Sieger gegeben hat, nämlich dich.«

»Nicht ganz.«

Delios blieb ruhig. Allein sein Ansehen flößte Respekt ein. Er war hochgewachsen, kleidete sich stets kostbar. Das weiße Haar hob sich von seiner gebräunten Haut stark ab. »Setz dich erst mal, Kara, dann beginne mit deiner Erzählung.«

Sie nickte heftig, bevor sie sich auf eines der weichen Kissen fallenließ und die Beine ausstreckte. In dieser Haltung wollte sie sich entspannen.

Delios zog an einem Band. Irgendwo in einem der Nachbarräume hörten die Diener das Signal.

Einer war sofort da, verbeugte sich und fragte nach den Wünschen. »Klares Wasser, bitte.«

Der Diener ging. Rasch kam er zurück, brachte einen Krug mit frischem Quellwasser und eine Trinkschale, die er füllte und noch zwei Rosenblätter auf die Oberfläche legte. Sich verbeugend verließ er den Raum.

Delios ließ seine Tochter trinken, die sich darüber freute, wie sehr sie das Wasser erfrischte. Kara legte den Kopf zurück, schaute gegen die Decke, wobei sie die Augen weit offen hielt und plötzlich wieder die Szenen sah, die sie erlebt hatte.

Der schwarze Priester, die Klippe, das Meer, der Krake, alles drehte sich zu einem gewaltigen Kreisel. Die Erinnerungen waren einfach zu mächtig.

Sie redete. Kara war froh, daß sie ihrem Vater alles erzählen konnte, der stumm zuhörte. Erst als Kara ihren Bericht beendet hatte, seufzte er auf und nickte fast schwermütig.

»Du weißt, daß ich dich zu meiner Erbin ernannt habe, Kara. Es war dein erster Kampf mit dem Schwert, das dich nach meinem Ableben begleiten wird. Du hast erlebt, wie schwer es ist, mit unseren Gegnern umzugehen. Sie haben in den letzten Jahren an Macht gewonnen. Ich weiß, daß es die Insel nicht überstehen kann. Sie wird irgendwann zerbrechen und verschlungen werden, weil die Kraft der Schwarzen Magie dann zu groß geworden ist. Bevor dies geschieht, sollten wir uns sammeln und für ein Bollwerk sorgen, das uns vor den Mächten

der Finsternis schützt.«

»Was ist mit dem Kraken, Vater?«

»Ich kann es dir nicht sagen. Es ist durchaus möglich, daß er und der schwarze Priester eine Gemeinschaft eingegangen sind. Alles ist in diesem Fall möglich, meine Tochter. Ich weiß nicht genau Bescheid, du weißt es ebenfalls nicht.«

»Ist er denn tot?«

Delios hob die Schultern. »Was die Mächte der Finsternis angeht, so mußt du immer mit Überraschungen rechnen. Ich habe mich mein ganzes bisheriges Leben gegen sie gestemmt und habe versucht, sie zu erforschen, um eine Gegenkraft einzuleiten. Ich habe dir das Schwert gegeben, aber das ist alles nicht mehr wichtig. Nimm es als deinen ersten Sieg über das Böse hin, Tochter.«

Kara ließ sich mit der Antwort Zeit. Während sie überlegte, trank sie noch einen Schluck Wasser. »Kann ich das denn?« erkundigte sie sich mit leiser Stimme.

»Du bist zu mir zurückgekehrt, Tochter. Das allein finde ich wunderbar. Es ist für mich wie ein Sieg. Du hast deine erste Probe mit der goldenen Klinge bestanden.«

»Stimmt, Vater, doch ich bin nicht glücklich darüber.«

»Das Glück wird noch kommen. Es wechselt sich ab mit den schlechten Zeiten, nur darfst du nie den Glauben an die gute Sache verlieren, mein Mädchen. Wenn ich einmal nicht mehr sein werde, wirst du dich den Mächten der Finsternis entgegenstemmen. Ich spüre, daß du so etwas kannst. Du bist meine Tochter. Viele, mein Kind, werden auf dich schauen und dich an dem messen, was ich tue.« Er nickte ihr zu, als wollte er ihr Mut machen. »Ich bin allerdings sicher, daß ich die richtige Wahl getroffen gäbe.«

»Danke, Vater, für das Vertrauen, das du mir entgegengebracht hast. Ich hoffe, daß ich es niemals enttäuschen werde.«

»Bestimmt nicht. Du hast viel von mir als Erbe bekommen. Wir gleichen uns innerlich. Atlantis, Kara, wird dich dein Leben lang begleiten. Wenn dieses Land nicht mehr sein wird, so wirst du noch sein, das weiß ich, das kann ich dir versprechen.«

Kara lächelte scheu. »Manchmal, Vater, habe ich das Gefühl, daß du einfach zu viele Hoffnungen hast, was meine Person angeht.«

Er schüttelte den Kopf. »Bestimmt nicht. Tochter, ganz bestimmt nicht. Wir werden sehen.«

Kara hob die schmalen Schultern. Wer sie so sah, konnte es sich kaum vorstellen, daß eine Person wie sie eine exzellente Schwertkämpferin war.

Beide erhoben sich. Kara ein wenig später als ihr Vater, das verlangte die Höflichkeit.

Delios ging auf seine Tochter zu. Er umarmte sie, und Kara spürte

den Druck seines Körpers, der dafür sorgte, daß ihr Vertrauen wuchs. Sie dachte auch an die Verpflichtung, die sie gleichzeitig übernommen hatte und hoffte, daß sie das Vertrauen ihres Vaters niemals mehr enttäuschen würde, solange sie lebte.

Dann ging sie in ihr Zimmer. Sie wusch sich und legte sich in das herrliche Bett, eine Landschaft aus Seide und kostbar wirkenden Kissen. Mit einer Handbewegung zog sie den dünnen Vorhang an der linken Seite zu. Das Schwert hatte sie neben das Bett gelegt, es sollte sie von nun an begleiten, bis zu ihrem Ende.

Das alles geschah vor dem großen Untergang des Kontinents Atlantis…

***

London!

Eine Zeit, die mehr als 10.000 Jahre von Atlantis her gesehen, in der Zukunft lag, für mich aber Gegenwart war.

Doch welch eine Gegenwart!

Grausam, schlimm, denn hinter mir lag eine Hölle, die mich familiär direkt betroffen hatte.

Wir hatten einen neuen Supergegner bekommen, einen ehemaligen Freund, Kommissar Will Mallmann, der durch fürchterliche Umstände zu einem Vampir geworden war und daranging, eine regelrechte Armee aus Vampiren aufzubauen.

Natürlich wußte er, daß seine ehemaligen Freunde und Partner ihn jagen würden, und er hatte eine entsprechende Vorsorge getroffen. Um uns zu bremsen, hatte er meine Mutter entführt, mich aber im unklaren darüber gelassen, ob sie nun ein Vampir war oder nicht. Da konnte ich nur raten, und es war ein verdammt schlimmes Ratespiel.

Meine Gedanken drehten sich ausschließlich um meine Mutter. Ich war nach der Rückkehr aus Lauder einfach nicht in der Lage, einen Fall normal anzugehen. Auch der kleine Ort in Schottland, in dem meine Eltern lebten, würde nicht mehr so sein wie sonst. Er hatte durch das Eindringen der Blutsauger einen zu großen Schrecken erlebt.[1]

Meine Gedanken drehten sich zudem um eine geheimnisvolle Nachricht, die mir der Vampir Mallmann hinterlassen hatte. Von einem Blutstein war gesprochen worden.

Leider wußte ich nicht, was er genau damit meinte. Okay, es ging da um den bestimmten Begriff, doch in welch einem Zusammenhang er mit der Entführung meiner Mutter stand und damit auch mit Will Mallmann, war mir unklar.

Natürlich hatten meine Freunde versucht, mich zu trösten. Suko, Glenda, die Conollys, Lady Sarah und auch Jane Collins. Sie alle waren erschüttert gewesen, als sie mehr über die Vorgänge erfahren

hatten, nur helfen konnte mir keiner von ihnen.

Es gibt Augenblicke im Leben eines Menschen, wo man furchtbar allein ist. Einen solchen Augenblick erlebte ich permanent. Ich war allein, ich kam mir vor wie eine Insel und nahm kaum wahr, was um mich herum vorging, weil ich ständig an meine Mutter denken mußte und mir zudem auch Vorwürfe machte, daß ich sie nicht hatte beschützen können. Es war schlimm, ich stand am Rande zur schweren Depression und wußte nicht, wie ich dagegen angehen sollte.

Jeder zeigte Verständnis für meine Lage, auch Sir James, der sich in mich hineindenken konnte, aber was nutzten die Tröstungsversuche, wenn sich meine Mutter weiterhin in Mallmanns Klauen befand?

Schließlich hatte Sir James ein Machtwort gesprochen, doch ich hatte es einfach überhört.

An diesem Morgen hockte ich allein im Büro. Suko war unterwegs. Die Fahndung nach Mallmann lief landesweit, wahrscheinlich sollte sie noch ausgedehnt werden. Eine Aufgabe, um die sich Suko kümmern wollte. Für mich war es nichts, ich hockte am Schreibtisch, das Telefon im Blick, und wartete darauf, daß sich Will Mallmann mit einer Nachricht melden würde, denn er wußte genau, daß ich mich wieder in London befand.

Niemand rief an. Mir kam es vor, als hätten sich alle gegen mich verschworen.

Dafür bekam ich Besuch. Es war Sir James, der die Bürotür so hastig öffnete, daß ich erschrak.

Seine Hand noch auf der Klinke, blieb er stehen und schaute mich an, wobei er den Kopf schüttelte.

»Kommen Sie, Sir«, sagte ich.

»Wenn Sie es über sich bringen, einen Versager zu sehen.«

Sir James drückte die Tür zu. Er schüttelte den Kopf, als er sich Sukos Stuhl zurechtrückte und sich setzte.

»Sie gefallen mir nicht, John.«

»Glauben Sie, ich gefalle mir?«

Der Superintendent nickte. »Das habe ich mir gedacht. Sie sollten gegen diesen Zustand etwas tun.«

»Ich weiß.«

»Dann bitte.«

Ich beugte mich vor und fixierte ihn. »Sir, es tut mir leid, aber ich kann nicht. Ich bringe es diesmal nicht fertig, über meinen eigenen Schatten zu springen, da können Sie sagen, was Sie wollen. Es ist einfach nicht möglich.«

»Das habe ich mir gedacht. Ich bin nur gekommen, um mich noch einmal zu vergewissern.«

»Das haben Sie nun.«

»Nicht allein deshalb habe ich Sie besucht, John. Es gibt noch einen anderen Grund.«

»Und der wäre?«

»Ich will, daß Sie für eine Woche aus London verschwinden. Fahren Sie einfach weg, nehmen Sie sich Urlaub. Versuchen Sie, alles zu vergessen. Tauchen Sie ab, gehen Sie hinein in eine andere Umgebung und denken Sie nicht mehr an London.«

»Das raten Sie mir?«

»Ja!« Er hob einen Zeigefinger und weitete hinter den Gläsern seiner Brille die sowieso schon groß wirkenden Augen. »Ich rate es Ihnen nicht nur, John, ich gebe Ihnen praktisch den Befehl, daß Sie sich aus London zurückziehen.«

»Darüber haben wir schon gesprochen.«

»Ich weiß.«

»Sir, ich…«

»Stop, keine Widerrede. Sie werden fahren, John. Sie werden England verlassen in Richtung Süden oder meinetwegen auch in Richtung Norden. Nur will ich nicht, daß Sie hier die Tage absitzen.«

»Ich kann Sie verstehen, Sir, wenn Sie so denken. Aber Ihre Mutter befindet sich nicht in den Klauen eines Blutsaugers.«

Er nickte. »Das ist das Problem. Ich brauche nicht mehr zu unterstreichen, daß wir mit Ihnen fühlen. Doch wir stehen hier in der zweiten Reihe. Ob Sie hier in London herumhocken oder irgendwo hinfahren, Ihre Mutter wird nicht früher zurückkehren. Ich verspreche Ihnen, daß wir, wenn sich Will Mallmann tatsächlich melden sollte, Ihnen sofort Bescheid darüber geben, ob es geklappt hat.«

Ich wartete mit der Antwort und sagte dann: »Gesetzt den Fall, ich sage ja. Wo sollte ich hin?«

»Die Welt ist groß, Europa auch. Spanien, die Costa del sol. Oder Griechenland…«

»Nein, nein.«

»Das müssen Sie wissen.«

Ich preßte meine Hände vor das Gesicht. In Spanien hatte ich unangenehme Erfahrungen gemacht, was einen Urlaub anging. Die Bekanntschaft der Lavinia di Luna saß noch zu tief. [2]

»Eine Antwort möchte ich allerdings von Ihnen schon haben, John.«

»Wann?«

»Sofort!«

Ich lachte auf. »Sie sind gut. Wie könnte ich mich auf der Stelle für irgend etwas entscheiden?«

»Wie wäre es mit der Côte d'Azur? Frankreich bietet um diese Zeit bereits einen herrlichen Vorfrühling.«

»Sie sind gut informiert, Sir.«

»Nicht ohne Grund.«

»Dann haben Sie bereits einen Ort für mich ausgesucht?«

»Das kann man sagen.«

»Und wo, bitte?«

»Nicht weit von Nizza, wo es etwas ruhiger ist. Ein kleiner Ort, wunderbar gelegen. Sie haben im Süden den Blick auf das Meer, im Norden auf die Seealpen. Phantastisch!«

Ich mußte lächeln. Es war das erste Lächeln nach langer Zeit. »Sir, Sie reden, als wären Sie schon einmal dort gewesen.«

»Ja, kurz. Ein guter Bekannter von mir besitzt dort ein Haus. Er ist alleinstehend, hat sich zur Ruhe gesetzt und vermietet ab und zu Zimmer an Bekannte.«

»Dort soll ich wohnen?«

»Sie werden dort wohnen. Ich habe bereits alles in die Wege geleitet, wenn Sie verstehen.«

»Dann müssen Sie aber verflixt sicher sein, daß ich nicht ablehne, Sir.«

Der Superintendent schüttelte den Kopf. »Diesmal ist es ein dienstlicher Befehl.«

»Ja, das kenne ich.« Ich nickte und hob die Schultern. »Vom Dienst möchte ich nicht suspendiert werden…«

»Dann werden Sie dienstlich Urlaub machen.«

»Wer weiß, was mir dort wieder über den Weg läuft.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich weiß es nicht genau, Sir. Doch ich könnte mir durchaus vorstellen, daß ein Will Mallmann meine Reiseabsichten genau verfolgt. Wie auch immer.«

»Wäre es Ihnen unangenehm, John?«

»Nein, überhaupt nicht.«

»Na bitte. Und sollte Mallmann hier irgendwo auftauchen, wissen wir uns schon zu wehren. Außerdem werden Sie sofort benachrichtigt, das verspreche ich Ihnen.«

Ich lehnte mich zurück und ließ mir die Worte meines Chefs noch einmal durch den Kopf gehen.

Im Prinzip hatte er recht. Es war wahrscheinlich besser, wenn ich London den Rücken kehrte und im Süden Frankreichs Entspannung fand. Obwohl ich daran nicht so recht glauben konnte.

»Sie fliegen übrigens schon heute mittag.«

»Ach.«

»Ja. Im Kofferpacken sind Sie Meister, John. Um mehr brauchen Sie sich nicht zu kümmern. Man wird Sie zum Flughafen bringen, alles andere geht automatisch.«

»Ja, Sir, ich weiß, wenn Sie etwas in die Hand nehmen, klappt es auch.« Ich schaute auf seine Hand, die er über den Schreibtisch schob. Zwischen den Fingern befand sich ein Umschlag mit dem Ticket.

»Na los, nehmen Sie es schon!«
»Was sagt Suko dazu?«
Sir James winkte mit der freien Hand ab. »Was soll er dazu sagen? Er stand Ihrem Urlaub nicht negativ gegenüber.«
Ich grinste etwas hölzern. »Ja, ich habe an seinem Verhalten gemerkt, daß ich ihm oft im Wege war.«
»Das können Sie nicht sagen. Wir meinen es wirklich nur gut. Das ist ehrlich.«
»Natürlich, Sir.« Ich nahm das Ticket an mich, und mein Chef wünschte mir eine gute Reise.
»Wie lange soll ich bleiben?«
»Reicht eine Woche?«
Ich nickte.
Sir James ging. Als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, überkam mich der Drang, einen harten Gegenstand in die Hand zu nehmen und ihn gegen die Tür zu schmettern.
Ich kam mir plötzlich ausgeklammert vor, von allen zur Seite geschoben. Wie ein Hindernis, das jemand aus dem Weg räumen wollte und es letztendlich auch geschafft hatte, denn das Ticket steckte mittlerweile in meiner Innentasche.
Etwas müde stand ich auf, drehte mich an der Tür noch einmal um und schaute in das leere Büro.
Selbst im Vorzimmer war niemand. Mir kam es vor, als hätte selbst Glenda Perkins vor mir die Flucht ergriffen.
Manchmal war die Welt auf den Kopf gestellt…

***

Er spürte das Kribbeln in den Fingern, das sich ausbreitete, seinen Weg durch die Arme bis hoch zu den Schultern fand und sich dort verteilte, so daß es im Nacken entlang bis zum Rücken rann.
Das war einer der Tage, wie Cascadal sie liebte. Der warme Wind, der herrliche Himmel in seiner blassen, dennoch samtenen Bläue.
Die Weite des Meeres, der salzige Geruch, die lange Dünung mit den Schaumkronen und die sich bewegenden Masten der vielen kleinen Segel am Hafenbecken.
Zwischen der kleinen Stadt und dem Meer führte eine Küstenstraße entlang. Im Ort schnurgerade, gesäumt von Bäumen, die bereits jetzt erste Blüten zeigten.
Der März schien es gut mit dem Süden des Landes zu meinen. Die Wärme war überraschend gekommen und auch unbemerkt von zahlreichen Urlaubern oder Touristen, die sonst in Massen den Strand überschwemmt hätten. Jetzt war er noch leer. Es gab sogar genügend freie Parkplätze, eine Tatsache, die Cascadal zu einem Lächeln veranlaßte, obwohl er es sich auch anders gewünscht hätte als Besitzer

eines kleinen Bistros.

Zwischen seinen Lippen klemmte die Schwarze, als er gegen die Sonne blinzelte und darüber nachdachte, ob er an diesem Tag die Tische nach draußen stellen sollte.

Noch nicht, vielleicht am frühen Nachmittag, obwohl kaum Touristen kommen würden. Die befanden sich fast alle in den Seealpen, wo noch Schnee lag, die Wintersportmöglichkeiten aber nicht berauschend waren.

Ein Ferrari donnerte vorbei. Flach wie eine Flunder und knallrot lackiert. Aus den Auspuffrohren drangen blaugraue Wolken, die sich hinter dem Fahrzeug verteilten.

Cascadal schaute dem Wagen nach. Er spie die Zigarette aus. Die Schaumacher und Playboys, die Nichtstuer, die Aufreißer, sie gehörten einfach dazu und waren von den Küsten nicht mehr wegzudenken. Im Sommer da drängten sie sich, jetzt fielen sie auf.

Cascadal drehte sich um und betrat sein Bistro. Er hatte die Fassade vor kurzem neu gestrichen. Sie leuchtete noch wie frisch gefallener Schnee, so weiß.

Auch wer ihn zum erstenmal sah, wußte sehr schnell, welchen Beruf er ausübte. Typischer konnte ein Bistro-Wirt eigentlich nicht aussehen. Schwarze Haare, ein mächtiger Oberlippenbart, schon beinahe ein Schnauzer, dazu die sonnenbraune Haut, die ihre Farbe auch im Winter nicht verlor, ein goldener Ring im linken Ohrläppchen und ständig dunkle Ringe unter den Augen. Hinzu kam die leicht gebogene Nase, die dunklen funkelnden Augen, eben der typische Südfranzose.

Man kannte ihn, er war fast eine Institution. Er trug noch zwei Kästen mit leeren Wasserflaschen in seinen Laden und hob sie auf den Stapel neben der Tür.

Sonnenstrahlen strichen über den Holzboden, wo eine dünne Staubschicht silbrig glänzte.

Ein Gast saß an der halbrunden Theke. Ein älterer Maler, der sich hier zur Ruhe gesetzt hatte und von allen nur Picasso genannt wurde. Zumeist schwärmte er von seiner großen Zeit in den Fünfzigern, wo er angeblich massenhaft Bilder verkauft hatte. Niemand nahm das richtig ernst, denn gesehen hatte kaum jemand seine Bilder.

Seine Wohnung lag zwischen den Felsen, wo zahlreiche Häuser an herrlichen Plätzen auf kleinen Plateaus standen.

»Noch einen Schluck?«

Picasso schaute auf. »Wie viele Pastis habe ich schon getrunken?«

»Drei.«

»Das reicht für heute morgen.« Der Maler setzte seine Baskenmütze auf, nachdem er aus dem Innenrand einen Schein gezogen und den auseinandergefaltet hatte. Er schob den Schein über die Theke.

»Wann kommst du wieder?«

Der Maler fuhr durch sein faltig gewordenes Gesicht und zeichnete den ebenfalls grauen Oberlippenbart nach. »Ich weiß es noch nicht.«

»Du klingst müde.«

Picasso winkte ab. »Ja, ich spüre, daß etwas in der Luft liegt. Einiges ist anders geworden.«

»Was denn?«

»Kann ich dir nicht sagen. Es ist nur ein Gefühl. Außerdem mag ich deine Gäste nicht besonders.«

»Du meinst die Clique?«

»Genau.«

»Ach, die sind harmlos. Sie sind zwar laut, aber sie wollen nur ihren Spaß haben.«

»Nichts für mich.« Er rutschte vom Hocker.

Cascadal ließ das Geld verschwinden. »Also bis morgen dann?«

»Wer weiß, ob wir morgen noch so sind wie heute, mon ami.«

»Hä – was soll das denn wieder?«

Der Maler setzte seine Baskenmütze auf. »Du weißt, mein Gefühl. Irgendwas hat sich hier verändert.«

»Klar, das Wetter.«

»Und das genau ist es nicht.«

Bevor Cascadal noch Fragen stellen konnte, hatte sich der Gast umgedreht und ging. Der Wirt hob nur die Schultern, bevor er die Espressomaschine putzte. In seinem Bistro verkehrten die ungewöhnlichsten Gäste. Man konnte da keine Norm anlegen, jeder war irgendwie anders, jeder hatte seine Macke. Vielleicht war das Bistro deshalb so gut besucht, denn Cascadal ließ alle leben.

Auch die vier Typen, von denen der Maler gesprochen hatte. Sie tauchten einmal in der Woche mit ihren Wagen und Motorrädern auf, tranken bei Cascadal und verschwanden wieder.

Das würde sich auch heute nicht ändern.

Aus der Küche kam Doris. Sie stammte aus Heidelberg und war vor zwei Jahren an der Küste hängengeblieben. Raus aus ihrem Job als Sekretärin, hinein in das Aussteigerleben, das leider auch finanziert werden mußte. Deshalb hatte Doris den Job im Bistro angenommen.

Sie war ungefähr fünfundzwanzig, ein heißer Feger und besaß eine schon provozierende Figur, die sie in ein enges T-Shirt und in ebenfalls enge Jeans gepackt hatte. Die dunklen Haare bildeten zu beiden Seiten ihres Kopfes einen Lockenwirrwarr. Die dunklen Augen in ihrem Puppengesicht fixierten Cascadal. Hin und wieder ging er mit Doris ins Bett, ansonsten ließ er ihr genügend Freiheit, doch das große Glück hatte Doris noch nicht gefunden. Männer, die heiraten wollten, waren an der Küste besonders rar.

»Was willst du?«

Doris trank einen Schluck Wasser. »Schlechte Laune?«

»Nein, nur keine Lust.«
»Ich wollte gerade fragen, ob ich was kochen soll. Große Lust habe ich auch nicht.«
»Mußt du wissen.«
»Erzähl doch keinen Mist.«
Cascadal stand auf und reckte sich. »Was hattest du dir denn vorgestellt?«
Sie hob die Schultern. »Ein paar Scampis vielleicht?«
»Meinetwegen.«
»Ich brate sie kurz in Knoblauchbutter an. Salat und Brot habe ich schon eingekauft.«
»Wie sieht es mit Tomaten aus?«
»Die habe ich auch besorgt. Zusammen mit etwas Mozzarella.«
»Ja, das ist ein guter Käse.«
»Ich bin dann weg.«
»Okay.«
Doris ging in die Küche. Sie war viel zu klein und viel zu alt. Das Fenster paßte auch dazu. Für Doris war es nicht mehr als ein Guckloch. Im Winter konnte sie es noch aushalten, im Sommer nicht. Da drehte sie beim Kochen fast durch.
Die Scampis hatte sie in den Kühlschrank gelegt. Sie wollte sie noch einmal reinigen und trug die rosarot schimmernden Halbmonde in Sichtung Spüle.
Aus dem Schrank nahm sie die schwere Gußeisenpfanne, in der sie die Scampis anbraten wollte. Die Pfanne besaß ein dermaßen großes Gewicht, daß Doris sie mit beiden Händen auf den Gasherd hieven mußte.
Es war ein alter Ofen. Jeden Tag befürchtete sie, daß er irgendwann mal in die Luft fliegen würde, aber bisher hatte er gehalten. In Deutschland wäre er längst aus einer Küche verbannt worden, um irgendwann im Museum zu landen.
An der Côte war eben vieles anders.
Da lebte man leichter und wesentlich lockerer.
Butter, Knoblauch und andere Gewürze baute Doris in Reichweite auf. Das Fenster lag auf der Schattenseite, trotzdem fiel ihr auf, daß es dunkler geworden war.
Ein Gesicht zeigte sich in der Öffnung, und Doris erschrak, als sie es sah und auch das Lachen hörte.
Es war Picasso, der in die Küche schaute.
»Himmel, hast du mich erschreckt!« flüsterte Doris. »Warum schleichst du immer so?«
»Ich wollte dich sehen.«
Sie lachte und legte den Kopf schief. »Tatsächlich?«
»Ja.«

»Und was willst du?«
»Das weißt du doch.«
»Klar, du willst mich nackt malen.«
»So ist es.«
Sie tippte mit dem Zeigefinger gegen die Stirn und ging auf das Fenster zu. Bewußt sehr gerade, so daß sich ihre Brüste unter dem T-Shirt abzeichneten. Doris wußte, daß der Maler scharf auf ihren Busen war, auf den sie stolz sein konnte. Sie hatte selbst hier bei der ungeheuer großen weiblichen Konkurrenz schon einige Preise bei bestimmten Miß-Wahlen gewonnen.
»Na?« Picasso grinste und leckte über seine Lippen. »Wäre ich du, so wäre ich stolz, wenn mich jemand malen wollte.«
»Deine Ausreden kenne ich genau, du Pinselquäler.«
»Wieso?«
»Ich sage dir noch einmal, daß ich mich nicht in dein schäbiges Atelier locken lasse, du scharfer Bock. Mann, du bist fast siebzig. Setz dich in deine Kammer und male Schiffe.«
»Ich bin mehr für Menschen.«
Doris winkte ab. »Dafür kann ich mir nichts kaufen. Jedenfalls kriegst du mich nicht nackt zu sehen, alter Bock! Außerdem habe ich zu tun, du hältst mich nur auf.«
»Warte es ab, schöne Doris. Ich bin noch nicht am Ende. Manchmal kann ich hartnäckig sein.«
»Das ist mir egal.«
Sie war froh, daß der Maler endlich verschwand. Der konnte sich leicht festreden. Als er nicht mehr zu sehen war, mußte sie trotzdem lächeln. Der Gedanke, nackt gemalt zu werden, gefiel ihr sogar recht gut. Doris war eitel, nicht jede Person wurde als Bild festgehalten.
Zu schämen brauchte sie sich bei ihrer Figur tatsächlich nicht. Sie hatte sich schon oft genug vor Männern ausgezogen und in ihren Augen die Gedanken lesen können.
Nur gefiel ihr Picasso nicht. Der alte Bock schaute zu lüstern. Wegblicken konnte er ihr nichts.
Sie würde überlegen, ob sie die Dinge nicht für sie günstig richten konnte.
Zunächst mußte sie an andere Dinge denken. Dazu gehörte das Waschen der Scampis. Das war schnell getan.
Die Pfanne stand auf dem Herd, dessen Kochstelle noch nicht erhitzt worden war. Sie wollte die Butter schneiden und den Knoblauch zerdrücken, als es passierte.
Ein Geräusch erschreckte sie…
Doris stand still. Sie wischte sich eine Locke aus der Stirn und horchte. Da – wieder. Es war draußen.
Das furchtbare Ächzen trieb ihr den Schweiß der Angst aus den

Poren. Zwischendurch vernahm sie ein würgendes Keuchen, vermischt mit einem pfeifendem Atmen.

Schrecklich…

Doris wußte, daß diese unidentifizierbaren Geräusche aus dem schmalen Hinterhof stammten, doch sie traute sich nicht, durch das Fenster zu schauen.

Zitternd blieb sie stehen und wartete ab.

Wieder vernahm sie das Würgen. Diesmal lauter, als wäre irgend jemand nahe an das Haus herangekommen.

Wieder sah sie den Schatten, der von der Rückseite her den Ausschnitt des Fensters verdunkelte.

Abermals war es das Gesicht des Malers.

Diesmal nicht lächelnd, sondern verzerrt in einer wahren Todesangst, denn eine unheimliche Kraft drückte den Mann waagerecht durch das Fenster in die Küche…

***

Doris wurde nicht verrückt, sie schrie auch nicht, sie hatte einfach das Gefühl, neben sich zu stehen und einen wilden, bösen Traum zu erleben. Was da passierte, konnte sie nicht fassen, es waren der Schock, das Grauen und vieles mehr.

Jemand schob den Maler durch das Fenster!

Der Maler hielt den Mund offen. Lippen und Zunge waren blau angelaufen. Er blutete im Gesicht.

Dann kippte der Körper…

Unter dem Fenster stand nur ein schmales Regal, in dem sich einige Teller befanden. Sie wackelten zwar, nur fielen sie nicht herab, worüber Doris mehr als froh war.

Sie sah seine Arme, den Unterkörper, die Füße, die zuletzt mit den Spitzen auf das Regal schlugen und trotz allem einige Teller zur Seite räumten.

Sie zerbrachen auf dem Boden.

Doris schaute über den Maler hinweg. Sie wollte wissen, wer ihn durch das Fenster geschoben hatte und sah einen winzigen Augenblick einen dicken, sich von einer Seite zu anderen hin bewegenden Schlauch. Jedenfalls nahm sie an, daß es sich um einen Schlauch handelte.

Der aber verschwand wieder…

Sekunden vergingen. Doris rührte sich nicht. Der kalte Schweiß bedeckte ihren Körper. Die junge Frau schrak erst zusammen, als jemand hinter ihr die Tür aufriß.

Cascadal stürmte in die Küche, aufgeschreckt durch das zerbrechende Porzellan.

»Was ist denn hier…?« Der Rest seiner Frage blieb ihm in der Kehle

stecken. Statt dessen schaute er auf den Maler, sah dessen Gesicht und hatte selbst das Gefühl, sich übergeben zu müssen.

Das durfte doch nicht wahr sein, was er da präsentiert bekam. Der Maler sah aus wie tot.

»Ich habe auch ein Knacken gehört!« flüsterte Doris mit tonloser Stimme. »Würgen… Ächzen … alles.«

Der Wirt schüttelte den Kopf. Seine Haut hatte die Bräune verloren, sie glich schon dem weißen Mozzarella-Käse. »Wieso hast du was gehört! Wo kommt er her?«

»Man schob ihn durch das Fenster!«

Cascadal drehte den Kopf und starrte Doris an. Er glaubte ihr nicht, das war ihm anzusehen. Dann schob er den Kopf vor wie ein Stier, der angreifen wollte. »Erzähl mir hier keinen Mist, Doris! Wer hat wen durch das Fenster geschoben?«

»Ein anderer ihn!«

»Und wer war der andere?«

»Das weiß ich nicht, ich konnte ihn nicht sehen.«

Cascadal ging auf Doris zu. Er sah aus, als wollte er sie umrennen.

Kurz zuvor stoppte er jedoch und drehte sich nach links, wo der Maler lag. »Der sieht aus…«, er holte tief Luft und wiederholte sich dann. »Der sieht aus, als wäre er tot.« Lauernd fragte er: »Ist er denn tot, sag es.«

Doris hatte den Wunsch, loskreischen zu müssen. Statt dessen aber stand sie da und bewegte den Kopf. »Ich weiß es auch nicht. Ich habe ihn nur gehört.«

»Gehört«, sagte der Wirt leise. »Du hast ihn gehört?« Er bückte sich. Es widerte ihn an, das Gesicht aus der Nähe sehen zu müssen, nur blieb ihm keine andere Möglichkeit, um festzustellen, ob der Maler, den alle nur Picasso genannt hatten, noch lebte.

Doris wandte sich ab. Sie wollte einfach nicht sehen, wie er seine Hand ausstreckte und nach dem Puls fühlte.

»Nichts, gar nichts mehr.«

Doris drehte sich langsam um. Ob in ihren Augen Tränen schimmerten oder in denen des Wirts, das konnte sie nicht sagen. Jedenfalls sah sie ihn und den Maler verschwommen.

»Was sollen wir denn mit ihm machen?«

Cascadal drückte sich sehr langsam in die Höhe. »Ich glaube, er hat sich viel gebrochen.« Auf die Frage seiner Mitarbeiterin ging er nicht ein. Dafür schritt er dem Fenster entgegen, um einen Blick nach draußen zu werfen, in den Hinterhof. Der war ziemlich schmutzig, vollgestellt mit Gerümpel. Ein viereckiges, kleines Paradies für Ratten.

Das alles kannte er, aber das Loch im Boden war ihm neu. Die Erde und der rissige Steinbelag waren an einer bestimmten Stelle in der Mitte des Hofes aufgewühlt worden.

Was da gewesen war, darüber versuchte Cascadal nicht einmal zu raten. Er nahm es hin, eine Erklärung würde er sowieso nicht finden. Mit kalkbleichem Gesicht zog er sich wieder zurück. Doris sah ebenso aus wie er. Ihre Lippen zitterten bereits, bevor sie noch die Frage stellte, die nur aus einem Wort bestand. »Und?«

Der Mann hob die Schultern.

»Du hast nichts gesehen?«

»Nein und ja.«

»Was denn?«

»Ein Loch im Boden.«

Sie runzelte die Stirn. »Wie kommt das denn?«

»Ich weiß es nicht, ich kann es nicht sagen. Da ist irgend jemand aus der Erde gekommen.«

Sie lachte schrill. »Du spinnst doch. Du bist nicht ganz dicht. Wie soll denn…?«

»Es ist aber da!« schrie er.

»Ja, bon, ich glaube dir.«

»Merde!« Cascadal ließ sich auf einen Stuhl fallen und preßte den Handballen gegen die Stirn. »Jetzt haben wir die Kacke am Hals. Was soll ich mit dem Toten machen?«

»Das weiß, ich nicht.«

»Kann ich mir vorstellen.«

»Hast du denn eine Idee?«

Er hob die Schultern und die Arme gleich mit. »Was heißt hier Idee? Eine Möglichkeit.«

»Und die wäre?«

»Das will ich dir sagen. Ich könnte ihn in einen Teppich wickeln, auf die Klippen schaffen und ihn nach unten werfen, damit er zwischen den Felsen landet.«

Doris war dagegen. »Das ist doch…«

Er ließ sie nicht ausreden. »Sag nur nicht, daß es Mord ist. Picasso ist schon tot.«

»Ja, schon, aber…«

»Kein aber.«

»Und die Bullen?«

Cascadal winkte ab. »Es werden so viele Leichen gefunden oder angeschwemmt, daß es mir egal ist, was die Bullen denken. Die meisten Toten stammen aus der Unterwelt von Marseille.«

»Aber Picasso war hier bekannt.«

»Er kann sich doch mit diesen Typen überworfen haben. Das geht, ist alles möglich.«

»Ich weiß nicht«, sprach sie leise gegen die Wand.

»Jedenfalls müssen wir ihn loswerden. Oder willst du in einer Küche kochen, wo dir eine Leiche im Weg liegt.«

»Jetzt sei nicht blöd. Ich werde wahrscheinlich überhaupt nicht mehr hier kochen.«

»Ach, du willst abhauen?« Er stand auf. »Jetzt? In meiner beschissenen Lage willst du mich sitzenlassen?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Es hörte sich aber so an, es…«

»Pardon, wenn ich störe, aber ich möchte meine Rechnung gern begleichen…«

Die Männerstimme mit dem englischen Akzent ließ Cascadal und Doris herumfahren. Beide schrien auf und schauten zur Tür, wo ein blonder Mann stand und aus einer Mischung zwischen Entsetzen und Verwunderung auf den Toten starrte…

***

Der Mann war ich!

Eigentlich war ich nur durch Zufall in das Bistro geraten, wo ich mir einen leichten Weißwein gegönnt hatte. Der Wirt war dann verschwunden, hatte mich allein gelassen, und mir war – verständlicherweise – die Zeit zu lang geworden.

Aus der Küche hatte ich Stimmen gehört, war den Geräuschen nachgegangen und stand nun da wie Pik Sieben, entsetzt und gleichzeitig verwundert, denn mit einem Toten hatte ich nicht gerechnet.

Eine tolle Fortführung meines angeordneten Urlaubs, der erst zwei Tage alt war. So lange befand ich mich an der Côte d’Azur, der Blauen Küste. Ich mochte sie, es hatte mir auch gefallen, obwohl ich mit meinen Gedanken stets woanders gewesen war, bis mich diese Realität einholte.

Die beiden schauten mich an, als wäre ich ein Gespenst. Gesehen hatte ich die dunkelhaarige Frau noch nicht, trotzdem wich sie vor mir zurück, als wäre ich ein Mörder. »Der kann es getan haben, der…«, flüsterte sie.

»Unsinn, Doris. Da bin ich sogar sein Alibi.« Cascadal streckte den Arm aus. »Hau ab, Engländer! Vergiß einfach, was du hier gesehen hast. Verstanden?«

»Ich wollte zahlen.«

»Bon, kannst du. Aber geh jetzt!«

Ich blieb stehen. »Der Mann ist tot, das sehe ich…«

»Nein, er schläft nur.«

»Machen Sie mir nichts vor, Monsieur, der ist tot!«

Ich konnte den Grund nicht sagen, aber der Wirt drehte plötzlich durch. Er stürmte auf mich zu, senkte den Kopf, um mir den Schädel in den Magen zu rammen. Irgendwie mußte er sich auch abreagieren, in seiner Lage bestimmt verständlich. Nur wollte ich nicht

ausgerechnet sein Prellbock sein.

Als er kam, wich ich aus und stellte ihm ein Bein. Cascadal fiel.

Die Schwarzhaarige schrie, besann sich aber und fummelte nach einem Küchenmesser.

Dagegen hatte ich etwas. Bevor sie die Klinge noch drehen konnte, hatte ich ihr Handgelenk gepackt und drehte es herum. Sie ließ die Waffe fallen. »Tun Sie mir nichts!« keuchte sie. »Bitte, tun sie mir nichts. Ich bitte Sie.«

Ich traute ihr nicht, hielt sie fest und schaute über die Schulter zurück. Cascadal hatte Pech gehabt. Er war gegen die Wand gefallen, stand aber wieder auf den Beinen und hielt sich den Schädel. »Verdammt, wer bist du?«

»Keiner, der euch reinreißen will.« Ich wußte, das die beiden keine Mörder waren, obwohl sie die Leiche hatten beseitigen wollen. Irgend etwas mußte sie völlig aus der Bahn geworfen haben, daß sie dermaßen überzogen reagierten.

Er schielte mich an.

»Ja«, sagte ich nickend. »Ich will euch nicht reinreißen. Vielleicht können wir das Problem gemeinsam lösen.« Als Zeichen meinen guten Willens ließ ich die Frau los, die tief durchatmete, bevor sie sich auf einen Stuhl hockte.

Die beiden taten mir irgendwie leid. Ich nahm ihnen auch ab, daß sie unschuldig waren und durch einen verrückten Zufall oder Umstand in diesen Fall hineingeraten waren. Der Wirt trug ein helles Hemd mit weit geschnittenen Fledermausärmeln und eine schwarze Hose. Der Hemdenstoff zeigte unter den Achseln Schwitzflecken trotz der Weite. »Ich will hier weg. Ich muß hier raus. Komm, Doris!«

Sie erhob sich noch nicht, sondern warf mir einen Blick zu.

»Bitte, ich kann Sie nicht daran hindern.«

»Merci.« Sie stand auf und bewegte sich langsam an mir vorbei.

Dabei versuchte sie zu lächeln. Es klappte nicht ganz. Auf ihrem Gesicht lag mehr ein starrer Ausdruck.

Auch ich hatte in dieser Küche vorläufig nichts zu suchen. Einen letzten Blick warf ich auf den Toten. Auch jetzt zeichnete sich die Anstrengung auf seinem Gesicht ab. Er wirkte so, als hätte er kurz vor seinem Ableben versucht, sich mit aller Gewalt aus einer Klammer zu befreien. Diese Anstrengung eben war zuviel für ihn gewesen.

Zwei Tage befand ich mich bereits an der Küste, hatte mich relativ gut eingelebt, nur einmal mit London telefoniert und erfahren, daß es in der Sache Will Mallmann nichts neues gab.

Die Unterkunft gefiel mir ebenfalls. Ich wohnte bei einem pensionierten Major, der einen uralten Rolls fuhr, von einer älteren Haushälterin bedient wurde und sich ansonsten so zackig gab wie ein junger Soldat. Ich hatte ihm von meinen Problemen nicht berichtet, er

war auch so anständig gewesen, keine Fragen zu stellen.

Ich konnte nicht anders und mußte das Gesicht der Leiche untersuchen. Es waren tatsächlich kleine Adern geplatzt, so daß sich das Blut auf der Haut hatte verteilen können.

Doris und Cascadal fand ich im Bistro. Beide standen sie hinter der dunklen Theke und hatten ihre Schwenker mit jeweils einem doppelten Cognac gefüllt.

»Mögen Sie auch einen?« fragte der Wirt. »Der geht auf Kosten des Hauses.«

»Gern.«

Ich bekam ebenfalls einen Doppelten, setzte das Glas an und ließ die Flüssigkeit in meine Kehle rollen. Das Getränk tat gut, es wärmte durch, ohne scharf zu sein.

Doris kippte ihn auf einmal weg, schüttelte sich, verzog das Gesicht und meinte: »Da wäre noch ein Problem mit der Leiche. Solange sie da liegt, koche ich nicht.«

Ich zog eine Zigarette aus der Packung und zündete das Stäbchen an. »Am besten wäre es, wenn Sie erzählen.«

»Wie?«

»Was passiert ist. Von Beginn an.«

Auf ihrem hübschen Puppengesicht zeigte sich Mißtrauen. »Sie reden wie ein Bulle.«

Ich hob die Schultern. »Keine Sorge, ich werde die Polizei schon nicht benachrichtigen.«

Sie glaubte mir nicht, das war zu sehen, aber sie begann mit ihrem Bericht.

Cascadal und ich hörten zu. Kein Gast betrat das Bistro, wir blieben allein. Die Wände zeigten Spuren von Zigarettenrauch. Auch klebten Bilder an ihnen; viele waren schon vergilbt. Sie zeigten Gesichter von Stars, die längst vergessen waren.

Doris sprach mit monotoner Stimme und schaute dabei in das leere Glas. Dieser Tote war tatsächlich durch das Fenster in die Küche geschoben worden.

»Und Sie haben nicht sehen können, wer das getan hat?«

»Nein, verdammt.«

»Er muß jedenfalls Kraft gehabt haben«, sagte Cascadal.

»Sogar ein Loch hat er in den Boden des Hinterhofs gerissen«, gab ich meinen Senf dazu. »Haben Sie hier einen Herkules?«

»Natürlich nicht.«

»Da war noch was!« Doris stand auf und bog ihren Rücken durch.

»Ich konnte es sehen, nur kann ich es nicht erklären. Als der Tote schon in der Küche lag, bewegte sich hinter dem Fenster ein langer Schatten. Er kam mir vor wie ein Schlauch, der von einer Seite zur anderen pendelt und die Fensterbreite nie ausließ.«

»Du spinnst.«
»Nein, Cascadal, ich spinne nicht.«
»Der Meinung bin ich auch.«
»Ach Sie mit Ihrer…« Der Wirt winkte ab.
»Können Sie weitererzählen?« wandte ich mich an Doris.
»Nein Monsieur, weil es da nichts mehr zu berichten gibt. Ich sah ihn, wie er wedelte oder pendelte, dann war es vorbei. Keine weiteren Auskünfte mehr.«
»Das ist wenig.«
»Meine ich auch.«
»Ich werde mir den Hinterhof einmal genauer ansehen. Vielleicht entdecke ich eine Spur.«
»Jetzt reden Sie wieder wie ein Bulle!«
»Monsieur Cascadal, ob Bulle oder nicht. Jeder Mensch ist nun mal neugierig, besonders dann, wenn es sich dabei um ein Phänomen handelt, wie wir es hier erlebt haben. Ich kann nur sagen, das hier ist für mich ein Phänomen. Tut mir leid.«
»Es braucht Ihnen nicht leid zu tun.« Cascadal winkte ab. »Ich frage mich nur, ob Picasso dermaßen starke Feinde hatte, daß sie ihn umbringen wollten.«
»Kann ich mir nicht vorstellen.« Doris schüttelte den Kopf. »Er war ein Original hier. Jeder mochte ihn…«
»Und er war scharf auf deinen Busen.«
»Das bist du doch auch!« konterte Doris.
»Gibt es da bestimmte Gründe?« fragte ich lächelnd.
»Er wollte mich immer nackt malen.« Sie lächelte stolz. »Ich habe wenigstens noch was zu bieten. Außerdem sind dürre Frauen nicht mehr gefragt. Der Trend ist umgeschlagen, zum Glück.«
Bevor sich das Thema in eine andere Richtung bewegte, bat ich darum, in den Hinterhof gehen zu dürfen.
»Ich begleite Sie.« Cascadal löste sich hinter seiner Theke. In diesem Moment hörten wir den Knall. So laut und heftig, als wäre irgendwo etwas geplatzt.
Wir schauten uns gegenseitig an.
»In der Küche!« flüsterte Doris.
»Verflucht noch mal, das war in der Küche.«
Sie hatte den Satz kaum ausgesprochen, als sich das Krachen wiederholte. Diesmal war es von einem Bersten begleitet, als würde in der Küche alles ineinanderfallen.
»Verrückt!« keuchte Doris. »Das halte ich nicht aus.« Panik zeichnete ihr Gesicht.
»Bleiben Sie hier.« Ich befand mich schon auf dem Weg. Die Tür war nicht geschlossen worden, deshalb konnte aus der Öffnung auch der feine Staub als Wolken quellen.

Kein Straßenstaub oder welcher aus den Bergen, es war bestimmter, der entstand, wenn Mauern eingerissen wurden. Er besaß einen bestimmten Geruch, der auch mir nicht fremd war.

Was in der Küche geschah, bekam ich durch die Wolke nicht zu sehen. Sie quoll nur in den Flur, ich mußte in sie hineintauchen, tat das auch, blieb auf der Schwelle stehen, weil ich keine unliebsamen Überraschungen erleben wollte.

Der Staub hatte sich in der ganzen Küche ausgebreitet. Das Fenster ahnte ich mehr, als daß ich es sehen konnte. Es war innerhalb der Wolke ein hellerer Fleck, das mich an ein verschmiertes Auge erinnerte.

Davor aber bewegte sich etwas. Ein Gegenstand schleuderte von einer Seite auf die anderen, nein, kein Gegenstand, ein Toter. Es war der Maler, der sich in einer bestimmten Umklammerung befand.

Doris hatte vorhin von einem Schlauch geredet. Damit hatte sie ungefähr mit ihren Worten genau das Richtige gemeint.

Ein Schlauch war es zwar nicht, aber auch ich fand keine bessere Erklärung.

Ich wollte tiefer in die Küche herein, als der Tote vor meinen Augen verschwand. Er löste sich nicht auf, nein, die Kraft zerrte ihn in die Tiefe.

Da war ein Loch im Boden, ein kraterähnliches Gebilde, in ihm verschwand die Leiche.

Was ich hier relativ lange erzählte, dauerte tatsächlich nur zwei, drei Sekunden. Wie ein Spuk war es gekommen, wie ein Spuk war das Unheil verschwunden.

Was blieb zurück?

Leere, Chaos und Grauen, nur gnädig bedeckt vom umhertreibenden Steinstaub.

Auch Cascadal und Doris hatte es nicht mehr im Bistro gehalten.

Ich hörte ihre Schritte und auch das keuchende Atmen. Neben mir blieben sie stehen und drängten sich gegen die Wand. »Nicht tiefer hineingehen!« flüsterte ich und hustete einige Male, weil mir beim Sprechen Staub in die Kehle geraten war.

»Haben Sie denn was sehen können?« Cascadals Stimme klang kratzig.

»Nicht direkt, aber Doris hatte recht.«

»Der… der Schlauch?«

»Ich glaube, ja.«

Wir konnten nicht viel tun, denn der Staub mußte sich erst senken.

Natürlich dauerte es uns viel zu lange. Ich ging schließlich als erster und bat die anderen, zurückzubleiben.

Es war gut, daß ich meine Schritte vorsichtig setzte, denn der Boden war nicht mehr so, wie ich ihn kannte. Eine unwahrscheinliche Kraft

hatte ihn von unten her brutal aufgerissen, das gleiche Phänomen wie draußen.

Wer aber besaß diese Kräfte?

Es fiel mir schwer, an einen Menschen zu glauben. Hier mußten andere Kräfte im Spiel sein.

Tektonische Bewegungen, erdbebenartige Stöße, das alles schoß mir durch den Kopf. Nur konnte ich daran nicht recht glauben, weil diese Zerstörung auf bestimmte Stellen begrenzt blieb. Mir kam es vor, als hätten die unbekannten Kräfte bewußt nur an gewissen Stellen angegriffen und andere ausgelassen.

Innerhalb der Küche war so einiges zusammengekracht. Das Regal stand nicht mehr an der Wand. Porzellan lag in Scherben verstreut.

Einige Teile waren auch in Lücken gerutscht, die sich am Boden aufgetan hatten. Breite Spalten, als wäre dort eine Hand hervorgestoßen, um sich noch einmal zu drehen.

Ich schaute in die Lücke hinein. Sie blieb nicht gleich breit. Weiter unten verengte sie sich, so daß sich die beiden Seiten im spitzen Winkel trafen.

Der breite Riß zog sich quer durch die Küche. Die Leiche war verschwunden. Jemand mußte sie in die Tiefe der Erde geholt haben. Irgendeine Kraft, irgend jemand, dessen Existenz möglicherweise nicht so einfach zu erklären war.

Manche Menschen haben immer Pech. Allmählich hatte ich das Gefühl, dazu zu gehören. Ich rechnete mittlerweile damit, daß es für dieses Phänomen keine normale Erklärung gab, nur eine andere, die auf den Begriff magisch hinauslief.

Schon wieder…

Was konnte in der Tiefe lauern? Ich hatte erlebt, daß manches Grauen oder Böse daraus hervorgekrochen war. Ungeheuer. Ghouls, Mutanten, menschenfeindliche Kreaturen.

Das alles war nicht von der Hand zu weisen, wenn ich daran dachte, daß sich auch das Meer nicht weit entfernt befand. Es hielt noch viele Geheimnisse verborgen.

Auch Cascadal und Doris betraten die Küche mit zögernden Schritten. Sie hatte sich bei dem Mann eingehakt, stierte gegen den breiten Spalt und hob die Schultern.

»Haben Sie eine Erklärung?« fragte der Wirt.

»Nein.«

»Wir auch nicht.«

»Sie müßten eher eine haben als ich.«

»Wieso das?«

»Was hier aufgetreten ist, kann man als unerklärbares Phänomen betrachten.«

»Da sagen Sie was.«

»Moment.« Ich streckte ihm meine Handfläche entgegen. »Auch für magische Phänomene gibt es Motive. Es geschieht nichts ohne Grund, wenn Sie verstehen.«
»Kaum.«
»Ich will versuchen, es Ihnen zu erklären. Kann es sein, daß in der Tiefe irgend etwas Schlimmes lauert? Ein unerklärbares Phänomen, ein grauenhaftes Monstrum, eine Sagengestalt, was weiß ich nicht alles.«
»Seeschlange?« fragte Doris hustend.
»Das auch.«
»Nein!«
»Wieso sagen Sie das, Cascadal?«
»Weil ich an diesen Mist nicht glaube.«
»Immerhin gibt es Geschichten, wenn ich ihre Antwort mal interpretieren darf.«
»Auch das nicht. Früher ja, da…«
»Was ist früher?«
»Im Mittelalter.«
»Ach so.« Cascadal war für mich unergiebig. Ich ging tiefer in die Küche hinein und umrundete den Spalt. Sogar mit meiner kleinen Lampe leuchtete ich hinein, ohne allerdings etwas entdecken zu können. Etwa drei Meter tief war der Spalt.
»Sehen Sie das Ungeheuer?« flüsterte Doris.
»Keine Spur.«
»Das ist sowieso nur Einbildung«, sagte der Wirt.
»Ich kann jedenfalls hier nicht mehr kochen. Die Leiche des Malers ist auch verschwunden. Jemand muß sie geholt haben.« Sie kam näher zu mir heran.
»Glauben Sie tatsächlich, daß es sich dabei um ein Monster gehandelt hat?«
»Ich weiß nicht so recht, nur kann ich mir keine andere Möglichkeit vorstellen.«
»Unsinn, Unsinn!« Der Wirt sprach heftig dagegen. »Ich will davon nichts mehr hören.«
»Und was machen wir mit der Küche?«
»Wir räumen auf.«
Doris lachte. »Dann soll ich hier weiterkochen, wie? Das ist doch großer Mist. Jeden Augenblick kann hier etwas aufbrechen, dann werde ich geholt.« Sie holte tief Luft. »Ich will dir mal was sagen, Cascadal, bei dir zu arbeiten, ist lebensgefährlich geworden.« Sie nickte heftig. »Glaub es mir.«
»Dann geh doch.«
»Das überlege ich mir auch. Noch bin ich gut genug für die Côte. In fünf Jahren sieht das anders aus. Ich will einfach nicht in deiner

Küche versauern.«

»Das kommt mir vor, als hättest du nur auf diese Gelegenheit gewartet.«

»Kann sein.«

Bevor der Dialog zu einem heftigen Streit ausarten konnte, mischte ich mich ein. »Wie es auch laufen wird, ich an ihrer Stelle würde die Augen offenhalten.«

Cascadal hob die Schultern. »Was sagen wir den Bullen?«

»Von mir erfahren sie nichts.«

»Oh, das hört sich gut an. Sie wollen also den Bullen nichts unter die Weste reiben?«

»So ist es.«

Er hob die Schultern. »Das hört sich schon ganz anders an. Ich lasse den Laden offen und spreche noch einmal mit Doris.«

»Das wäre nicht verkehrt.«

»Kommen Sie noch mal wieder, Monsieur?«

Ich nickte ihm zu. »Da brauchen Sie keine Sorge zu haben. Ich werde wiederkommen. Allerdings habe ich noch eine Frage.«

Der Wirt verdrehte die Augen. »Ja, fragen Sie. Das bin ich mittlerweile gewohnt.«

»Weshalb hat es gerade Sie erwischt?«

Er lachte mich an oder aus. So genau war das nicht festzustellen.

»Der reine Zufall.«

»Es ist also in der letzten Zeit bei Ihnen nichts passiert, was diesen Angriff hätte motivieren können?«

»Nein, überhaupt nicht.«

Ich nickte. »Gut, dann brauchen Sie sich nichts vorzuwerfen.«

»Weshalb haben Sie überhaupt gefragt?«

»Mir ging es allein ums Motiv. Wie gesagt, auch das Unerklärliche geschieht nicht grundlos.«

»Dann bin ich eben die Ausnahme.«

»Das haben schon viele gesagt, Monsieur. Für die gab es später ein böses Erwachen.«

»Jagen Sie mir nur keine Angst ein.«

»Das habe ich auch nicht vor. Wir sehen uns später.« Ich nickte ihm zu und verließ die Küche.

Im Lokal fand ich Doris. Sie kippte gerade ihren zweiten Cognac.

Auch ich leerte mein Glas. Im Gegensatz zu mir stellte sie es hart ab, blieb in einer vorgebeugten Haltung und schielte zur Seite, weil sie mich anschauen wollte. »Eine schöne Scheiße ist das, nicht?«

»Das können Sie wohl sagen.«

»Ich habe noch nie so eine Angst verspürt«, flüsterte sie. »Das kann man sich kaum vorstellen.«

»Wollen Sie denn bleiben?« fragte ich.

Doris schaute sich um, sah ihren Chef nicht und hob die Schultern.

»Mal sehen, was er mir bietet. Wissen Sie, ich gehöre zu den Menschen, die gern leben, Sie verstehen…?«

»Also Parties und…«

»Ja, so ähnlich. Ein chices Leben. Noch bin ich jung genug. Sie glauben gar nicht, wie schnell man hier altert. Das hat mit dem Äu ßeren wenig zu tun, du erkennst es an den Blicken, die man dir zuwirft. Wie die Kerle dich abschätzen, die oft dreißig und mehr Jahre älter sind als du. Das ist schon deprimierend.«

»Und weiter?«

»Nichts mehr. Du mußt zusehen, daß du noch den Absprung schaffst.« Sie blickte mich an. In ihren dunklen Augen schien Wasser zu glitzern. »Wenn ich über Sie nachdenke, so gehören Sie wahrscheinlich nicht hier an die Küste.«

»Wie meinen Sie das?«

»Nun ja, Sie sind einfach anders.«

»Das kann schon sein. Ich bin auch gekommen, um hier zu entspannen.«

Sie wartete etwas mit der Antwort und drehte ihr Glas dabei.

»Wenn du eine Hilfe dabei brauchst, sag Bescheid.«

»Klar, später.«

Cascadal kam. »Aufräumen werden wir aber«, sagte er. »Los, das geht zu zweit schneller!«

Doris lächelte mir noch einmal zu, bevor sie dem Wirt in die Küche folgte. Beim Gehen schwang sie die Hüften. In manchen Frauen brodelte eben ein Vulkan.

Ich trat hinaus ins Freie.

Die Sonne meinte es gut. Sie schien bereits herrlich warm und betupfte meine Haut. Jenseits der Straße glänzte das Meer. Nur wenige Boote schaukelten auf den blaugrauen Wellen. Auch jetzt waren schon Surfer unterwegs.

Einige Parkbänke wurden neu gestrichen. Der Wind kam aus südlicher Richtung. Er brachte die Wärme des afrikanischen Kontinents mit. Die Luft wirkte klar wie Kristall. Im Westen und Osten schob sich das Küstenland hin und wieder wie eine stumpfe Nase hinaus ins Meer. Da brandeten die Wellen dann gegen die steilen Felsen.

Hoch hinter mir, über Felsvorsprünge und Tunnels lief die weltbekannte Corniche, die Küstenstraße, entlang. Von dort aus war der Blick paradiesisch zu nennen. Zwischen ihr und Meer standen die Villen der Reichen. Gelegen auf herrlichen Plätzen mit Blicken, von denen der Normalbürger wie ich nur träumen konnte.

Wie verträumt lagen die kleinen Dörfer verstreut auf den hohen Plateaus. Jetzt, wo der Frühling Einzug hielt und die ersten Knospen

aufbrachen, durchwehten die Duftaromen die zahlreichen Städte unten am Meer. Zwei Wochen später würde hier die Hölle los sein.

Da strömten die Touristen aus allen Teilen Europas an den Strand.

Ich hatte an dieser Stelle nichts mehr zu suchen. In Gedanken versunken schlenderte ich über den Gehsteig. Es waren keine fröhlichen Gedanken, nicht allein wegen Will Mallmann.

Hier war etwas geschehen, für das ich keine Erklärung hatte. Etwas Unheimliches war aus der Tiefe der Erde gestiegen, um mit gewissen Personen abzurechnen.

Weshalb?

Ich dachte über die Gründe nach, fand kein Motiv und setzte meinen Spaziergang fort.

Der einzige Anhaltspunkt war das kleine Bistro. Wahrscheinlich würde ich dort unfreiwillig zu einem Stammgast werden…

***

Beide, Cascadal und Doris, schraken zusammen, als sie das Dröhnen der Motoren hörten.

Sie schauten sich an und wußten Bescheid.

»Das sind sie«, sagte Cascadal.

»Und? Willst du ihnen was erzählen?«

»Bin ich blöd?«

»War nur eine Frage.« Doris zog einen Flunsch. Es ging ihr wieder besser. Vielleicht lag es auch daran, daß sie sich geduscht und umgezogen hatte.

Die Frau trug einen weißen, kniekurzen, weiten Rock und dazu eine schwarze Bluse, die sehr viel Stoff besaß, locker fiel und vorn nicht durch Knöpfe, dafür durch einen raffiniert geschlungenen roten Schal gehalten wurde, der sich ab und zu verschob, so daß die Gäste tiefe Einblicke bekamen.

»Also kein Wort!«

»Schon gut!«

Drei andere Gäste zahlten. Sie kannten das Spiel, wenn die Clique kam. Sie waren zu fünft. Drei junge Männer und zwei Mädchen. Allesamt stammten sie aus Nizza und gehörten zu den Leuten, die einmal in der Woche ausflippten.

Zu den Ärmsten gehörten sie nicht. Wahrscheinlich gingen sie auch guten Berufen nach, aber sie mußten einmal die große Schau machen. Die fing allein bei ihren Fahrzeugen an.

Der Volvo, den sie fuhren, war über zwanzig Jahre alt, aber noch sehr stabil. Die Motorräder nicht. Zwei neue Maschinen der Marke Honda, eine knallrot, die andere weiß, fielen selbst an der Küste auf, so berühmtberüchtigt waren sie. Später, wenn sie sich amüsiert hatten, fuhren sie meist in die Berge, um dort Mutproben abzuhalten.

Dann rasten sie mit den Maschinen durch das Gelände.

Vorerst aber feierten sie bei Cascadal. Man konnte nicht sagen, daß jeder nüchtern blieb, auch wenn sich die ausgesuchten Fahrer zurückhielten.

Wenn sie kamen, glich es einem Ritual. Da Cascadal die Tür nur selten schloß, drangen als Vorboten Abgasdämpfe in das Bistro. Ihnen folgten die Clique.

Zuerst Dakota!

Er war der Anführer und hatte seinen Namen deshalb erhalten, weil er für die Dakota-Sioux schwärmte. Sein schwarzes Haar trug er lang und teilweise geflochten. Federn schmückten die Zöpfe, bunte Ketten und Talismane zierten Hals und die Gelenke.

Er trug nur Lederkleidung, kein hartes Leder, seines war weich und geschmeidig, wie auch die perlenbesetzten Mokassins an seinen Füßen, die Laufgeräusche stark dämpften.

In der offenen Tür blieb er stehen. Die Jacke hing locker bis zu den Hüften. Sein knochiges Gesicht und der Mund mit den breiten Lippen waren zu einem Grinsen verzogen, als er in Richtung Bar nickte.

»Da sind wir wieder, Cascadal.«

»Oui, das sehe ich.«

»Alles klar?«

»So gut wie.«

Dakota kam näher. »Du hast doch keine Probleme – oder?«

»Wie kommst du darauf?«

»Wir lieben keine Probleme. Wir leben heute, jetzt und nicht morgen. Wir wollen uns nicht belasten.«

»Schon verstanden.«

Allmählich schoben sich auch die anderen vier über die Schwelle.

Das waren Marcel, Zucci, Denise und Viola. In der Clique wirkten sie gleich, tatsächlich aber waren sie individuell verschieden.

Marcel, der Mann mit den pechschwarzen glänzenden Gelhaaren, die flach nach hinten gekämmt waren. Er besaß etwas Ähnlichkeit mit dem jungen Delon, als Aufreißer junger Mädchen war er bekannt. Wochentags, außer Mittwochs, konnte er sie aussuchen. An diesem bewußten Tag allerdings gehörte er nur der Clique. Er hatte sich weiß gekleidet, bis auf die blaue, dünne Jacke, die seinen Oberkörper umgab und den Farbkontrast noch deutlicher vortreten ließ.

Denise hielt sich knapp hinter ihm. Orientlook war bei ihr angesagt. Bis zu den Ellenbogen hoch waren ihre Arme mit perlenbesetzten Bändern bereift. Auch das helle, lange Kleid zeigte die entsprechenden Schmuckstücke, wo sich Broschen und Ringe in bunter Vielfalt abwechselten. Das Haar fiel glatt und karottenrot bis über die Schultern hinweg. Sie war stolz auf diese natürliche Farbe, benutzte kaum Schminke, so daß ihr Gesicht stets bleich wirkte.

Geschminkt dagegen war Viola. Punkerinnen hätten ihren Spaß an dem kurzen Irokesenschnitt gehabt, der in der Kopfmitte einen dichten, dunklen Kamm bildete, die beiden Seiten jedoch so freiließ, daß sie wie ein Drei-Tage-Bart wirkten.

An den Ohren schaukelten grüne Ringe, die Fingernägel zeigten einen Lack in verschiedenen Farben. Da sie zusammen mit Zucci auf einer Maschine gefahren war, hatte sie auf eine entsprechende Kleidung nicht verzichten können.

Nur glänzte das Leder nicht schwarz, sondern in einem hellen Gelb, fast wie die Sonne.

Zucci trug die Mähne wild und gleichzeitig hellblond. Ein Friseur färbte ihm die Haare alle zwei Wochen neu ein. Er liebte die schwarze Lederkleidung deshalb, weil sie von seinem blonden Haar abstach. Die Gesichtszüge besaßen etwas Weiches, wozu auch der nahezu fraulich wirkende Mund beitrug.

Es hieß, daß Zucci und Viola sich stritten und liebten. Wenn einer der beiden genug hatte, gingen sie wieder auf Jagd, um irgendwann abermals zueinander zu finden. Da glichen sie schon fast dem Ehepaar Taylor und Burton.

Dakota, Chef der Truppe, lachte. »Alle Plätze noch frei. Das ist gut, genau.«

»Für euch doch immer.«

»Aber Cascadal, wir tun doch nichts.«

»Das sehen die anderen Gäste anders.«

Sie setzten sich. Doris, die an einem Tisch gehockt hatte, drückte die Filterlose aus und erhob sich. Dakota drehte seinen Kopf nach rechts und schaute ihr entgegen. Sein indianerhaftes Gesicht verzog sich dabei zu einem Lächeln. »Stark siehst du aus, richtig geil.«

»Findest du?«

»Und ob.« Er winkte. »Komm her.«

Sie kam auch zu ihm und ließ es geschehen, daß er seinen Arm um ihre Schultern legte, wobei seine Hand zudem noch auf Wanderschaft ging und bestimmte Stellen ihres Körpers ausforschte.

Cascadal ärgerte sich, sagte aber nichts. Ein falsches Wort von ihm, und er hatte sie alle gegen sich. Das tat erstens seiner Gesundheit und zweitens dem Geschäft nicht gut.

»Jetzt ist es aber gut, Dakota…«

»Meinst du?« Er schob seine Hand in eine Lücke, wo der Stoff auseinanderklaffte. »Alles noch da, Cherie.«

»Darauf bin ich auch stolz.«

»Kannst du? Wir kommen nachher zurück. Halt dir den Abend frei, Doris.«

»Mal sehen.«

»Wenn nicht dann…«

»Was wollt ihr haben?« fragte der Wirt.
»Champagner«, sagte Zucci.
»Ja, gut.« Beide Mädchen waren einverstanden. Sie stritten sich zwar über die Marke, einigten sich aber auf eine mittlere Preislage.
Doris kam ihrem Job nach und schenkte ein. Der kostbare Saft klatschte in die hohen Gläser, bevor diese aufgefüllt wurden.
»Du auch, Doris?« rief Dakota.
»Merci.«
»Was willst du trinken?«
Cascadal war angesprochen worden. »Wasser!«
Viola lachte. »Bist du unter die Abstinenzler gegangen?«
»Nein, nur gestern abend war es viel.«
»Dann sauf das Zeug«, sagte Marcel, der dabei war, mit Denises Schmuck zu spielen und die Perlen über seine Handflächen rinnen ließ. »Ein irres Gefühl«, sagte er.
»Macht dich das scharf?«
»Klar, du kleine Haremdame.«
»Ich bin's auch.«
Er grinste. »Wieder auf den Klippen, wie früher?«
»Mal sehen.«
Dakota hatte sein Glas angehoben. »Auf denn«, sagte er. »Mit Champagner den Durst löschen – gibt es Besseres?«
Keiner widersprach. Sie kannten jeder das Ritual. Das erste Glas mußte auf einen Zug geleert werden. So hielten sie es auch und ließen den Champagner in ihre Kehlen fließen. Es war für sie ein Genuß, und als sie die Gläser absetzten, knallten schon die nächsten beiden Korken, denn Cascadal öffnete zwei weitere Flaschen. Er kannte sich aus. Zumeist blieben sie bei einem Getränk, bevor sie fuhren. Kehrten sie dann von ihrer wilden Klippenjagd zurück, ging es richtig hoch her. Da blieb kein Auge trocken.
Doris füllte wieder die Gläser. »Sag mir was Nettes!« forderte Dakota sie auf.
»Was denn?«
Er lachte. »Soll ich dich mitnehmen?«
»Wohin?«
»Zu den Klippen?«
»Ich kann nicht.«
»Cascadal?«
»Klar.«
Dakota drehte sich auf seinem Hocker um. »Hör zu, Bistro-King! Du wirst doch die Güte und Großzügigkeit haben, deiner Mitarbeiterin heute freizugeben. Oder nicht?«
»Meinetwegen kann sie mit euch.«
»Na bitte.«

»Dann fahre ich. Muß ich mich umziehen?«

Dakota streichelte ihre Wange, anschließend die Schulterrundung.

»Nicht doch, Kleine. Wozu umziehen? Vielleicht wirst du dich ausziehen. Es ist ein super Feeling, durch die Gegend zu rasen. Das muß man mal mitgemacht haben.«

»Glaube ich auch.« Doris zeichnete mit der Zungenspitze ihre Lippen nach. Die Geste sagte alles.

Die Gläser waren wieder voll. Bläschen perlten der Oberfläche entgegen. Dakota hob sein Glas. »Auf denn!« rief er. »Wir wollen die Flaschen und Gläser nicht voll lassen.«

Man schlürfte, man trank, und jeder ließ sich noch einmal nachschenken.

Hin und wieder schauten andere Gäste in das Lokal, ohne es allerdings zu betreten. Die Anwesenheit der Clique hielt sie alle ab. Ihnen gehörte das Bistro allein.

Und sie tranken weiter, sprachen von ihren Erfolgen und den heißen Zeiten an der Côte, die bald anbrechen würden.

»Eigentlich könnte ich was essen«, sagte Viola, die Punkerin. »Was hast du zu bieten, Cascadal?«

»Nichts!«

Viola lachte auf. »Habe ich richtig gehört?«

»Das hast du.«

»Dann laß dir mal eine gute Ausrede einfallen«, sagte Dakota.

»Der Gasherd funktioniert nicht mehr.«

Dakota verengte die Augen. »Du willst uns hier eins auswischen.«

»Nein.«

»Ich schaue nach.« Dakota rutschte vom Hocker. »Wenn du uns angelogen hast, nehmen wir deine Bude hier auseinander.«

»Es stimmt tatsächlich«, stand Doris ihrem Chef zur Seite. »Du brauchst nicht in die Küche zu gehen.«

»Komm mit!«

Doris wollte sich sträuben, aber Dakota faßte sie hart an, und Cascadal traute sich nicht, dagegen einzuschreiten. Er mußte die beiden gehenlassen.

»Tja«, sagte Marcel, »Dakota ist scharf auf deine Doris. Und wenn er scharf auf jemand ist, kannst du nichts machen.«

Der Wirt hob die Schultern. »Doris ist erwachsen.«

»Das sieht man!« lachte Denise, die ziemlich mager war, was unter dem langen Gewand nicht auffiel.

Inzwischen standen Dakota und Doris in der Küche. Dakota hinter der jungen Frau. Er hatte allerdings seine Arme um ihre Hüften geschlungen und wollte seine Hände in die Höhe wandern lassen, als ihm der Spalt im Boden auffiel.

»Was ist das denn?«

»Das frage ich mich auch.«
»Habt ihr das schon lange?«
»Nein, seit einigen Stunden. Da hat sich plötzlich die Erde aufgetan, als hätte ein Beben nur uns erfaßt, verstehst du? Lokal sind wir erwischt worden.«
»Das sehe ich. Es wurde auch nichts gemeldet, verdammt.« Er löste sich von ihr, blieb neben der Spalte stehen und schaute hinein.
»Nichts zu sehen!« kommentierte er.
»Sie ist ziemlich tief.«
»Einfach so?« Er schüttelte den Kopf. Mit zwei Fingern zeichnete er seine scharfen Nasenfalten nach.
»Ja, urplötzlich.«
»Was war dann?«
»Staub, Chaos. Alles kippte. Wir haben dagestanden und wußten einfach von nichts.«
»Kann ich mir denken.«
»Wir können tatsächlich nicht kochen.«
»Stimmt.« Er grinste und schüttelte den Kopf. »Spielt auch keine Rolle mehr. Ich schicke jemand. Ein paar Baguettes können nicht schaden. Dann fahren wir.«
»Bleibt es dabei, daß du mich mitnimmst?«
»Und wie!«
»Gut.«
»Aber Angst darfst du nicht haben?«
»Keine Sorge, ich kenne die Männer.«
»So meine ich das nicht.«
»Wie denn?«
»Wirst du schon sehen.« Er warf noch einen letzten Blick auf den Spalt und ging, ohne Doris anzuschauen, was diese wiederum ärgerte. Aus dem Lokal hörte sie seine Stimme. »Da ist was passiert, wir können wirklich nichts essen.«
»Was denn?« rief Viola.
Er berichtete es.
Doris ging in einen Nebenraum, wo ein Spiegel hing. Dort erneuerte sie ihr Make-up. Sie hatte zwar nicht gerade ein schlechtes Gewissen, komisch war ihr schon, wenn sie Cascadal so einfach hängenließ und sich der Clique anschloß. Aber sie war nicht seine Leibeigene, das mußte sie ihm immer wieder vor Augen halten.
Doris erneuerte auch ihr Augen-Make-up. Sie tuschte dabei blaue Inseln neben die Winkel. Ihre Lippen schimmerten fast in der gleichen Farbe auch wenn sie mit einem blaßroten Farbton unterlegt waren. Dann erst fand sie sich schön genug und verließ den Raum, wobei sie sich im Gang darüber wunderte, daß es im Bistro so still geworden war. Man hätte fast die berühmte Stecknadel fallen hören können.

Auf Zehenspitzen ging sie weiter, blieb an der Tür und in Deckung stehen und konnte kaum glauben, was sie sah. Doris hatte das Gefühl, sich in einem Gruselfilm zu befinden…

***

Dakota hatte die gespannten Blicke der anderen auf sich gerichtet gesehen, etwas dümmlich gegrinst und die Schultern gehoben. »Da ist wirklich nichts zu machen. Unser Freund hier hatte in der Küche ein kleines Erdbeben.«

»Du spinnst«, sagte Denise.

»Das dachte ich auch. Dann sah ich den Spalt. Ein breiter Riß. Er zog sich quer durch die Küche.«

»Und jetzt?«

»Kriegen wir nichts.«

Cascadal wollte sie nicht hungrig lassen. »Doris könnte euch was holen.«

Dakota beugte sich über den Tresen. »Warum ausgerechnet sie? Setz du deinen faulen Arsch in Bewegung. Ihr Anblick ist mir lieber als deiner.« Dakota spitzte die Lippen zu einem Kuß, bevor er laut aufstieß. »Hörst du, wie ich mag?«

Der Wirt spürte Röte in seinem Gesicht. »Was wollt ihr haben?«

»Mal überlegen.«

»Ich kann euch…« Er stockte mitten im Satz, weil sein Blick über die Schultern der hockenden Gäste hinweg zur Tür gefallen war, wo sich etwas verändert hatte.

In Türnähe stand sie.

Cascadal hatte sie nicht hereinkommen sehen, sie war einfach da, als wäre sie materialisiert. Ohne etwas zu sagen, stand sie mitten im Raum, etwas versetzt von der Helligkeit des Türausschnitts.

»Ge… gehört der auch zu euch?« fragte Cascadal flüsternd.

»Wer?«

»Dreht euch mal um!«

Das taten sie. Zuerst Dakota. Er hatte stets die größte Klappe, diesmal jedoch blieben ihm die Worte im Hals stecken, denn so etwas hatte er höchstens im Kino gesehen.

Neben einem der runden Tische stand eine Gestalt, die ganz in Schwarz gekleidet war. Eine hohe Kapuze bedeckte den größten Teil des Kopfes, wobei von dem Gesicht selbst auch kaum etwas zu sehen war, da sich die Farbe kaum vom dunklen Stoff der Kapuze abhob.

Das war eine Gestalt wie aus der Gruselküche oder aus einem SF-Film, denn sie trug als Waffe ein helles, lichtartiges Etwas, das von ihren offen liegenden Handflächen in die Höhe ragte und mit der etwas zerfasernden Spitze fast die Decke erreichte.

Cascadal konnte sich nicht erinnern, die Clique jemals so sprachlos

erlebt zu haben. Vielleicht hatte sie Furcht. Er jedenfalls litt darunter und brachte das Erscheinen dieses Wesens unwillkürlich mit dem Spalt in der Küche in einen Zusammenhang.

»Ja«, sagte Viola, »das ist er wohl.«

»Wer?« flüsterte Denise.

»Der böse Mann.« Ihre Stimme klang ängstlich.

Dakota nickte. »Wenn es der böse Mann sein sollte, so sehe ich ihn mir einmal an, denn ich bin böser, Freunde, darauf könnt ihr euch verlassen…«

Er rollte noch einmal mit seinen Schultern, schob sich vom Hocker und hatte plötzlich das Gefühl, stehenbleiben zu müssen. Der Unbekannte stand nur da, aber das reichte aus. Dakota wurde zum Denkmal…

***

Im Sommer, in der Hochsaison, da quoll die Küste fast über. Da gab es keine freien Plätze am Strand, da herrschte das große Chaos, da waren die Hotels bis unter das Dach belegt, da kletterten die Preise in astronomische Höhen, und kleine, ruhige Plätze waren so gut wie überhaupt nicht zu finden.

Anders zu dieser Jahreszeit. Mit einem Leihwagen, einem Renault, war ich ein Stück nach Westen gefahren, hinaus aus dem Ort. Nicht über die hochliegende Küstenstraße, die autobahnähnlich ausgebaut war, ich hatte den normalen Weg genommen und war in einer relativ einsamen Bucht gelandet, die sich zudem dadurch auszeichnete, daß gewaltige Felsnasen höckerartig vorstachen und sich gegen die anrollenden Wellen des Meeres stemmten.

Mit dem Auto hatte ich bis dicht an das Wasser heranfahren können, den Wagen abgestellt, einen Felsen gefunden, auf dem ich mich niederließ und das Spiel der Wellen beobachtete.

Es machte mir Spaß, ihnen zuzusehen. Sie wurden in die Bucht hineingeschoben, von Klippen nicht aufgehalten, sondern gebrochen und schäumten fast wütend dem kleinen Strand entgegen, um hier auslaufen zu können. Das Rauschen des Wassers hatte mich eigentlich beruhigen sollen, das tat es nicht. Ich war innerlich viel zu aufgeregt, denn ich mußte an das ungewöhnliche Erdbeben denken, das sich auf zwei bestimmte Orte konzentriert hatte.

Warum?

Oder war es eventuell kein Beben gewesen? Das konnte auch gut möglich sein, da mußte man zunächst mal abwarten, ob sich so etwas wiederholte.

Ich war mittlerweile davon überzeugt, daß die Entstehung der Spalten keine natürliche Ursache besaß. Da mußte jemand dafür gesorgt haben. Eine in der Erde lebende Kraft, der selbst der Boden

nichts entgegensetzen konnte.
Magie!
Bestimmt. Ich hatte genug über Erdmagie gehört, auch selbst erlebt, das war für mich nichts Neues. Nicht alles, was in der Tiefe tot erscheint und begraben ist, das ist auch tatsächlich tot. Es gab immer wieder Lücken, durch die fremde Kräfte strömen konnten.
Wie eben in diesem Bistro…
Während ich über dieses Phänomen nachdachte, hatte ich kleine Steine aufgenommen. Schwungvoll schleuderte ich sie den anrollenden Schaumkämmen der Wellen entgegen. Es sah so aus, als würden sie von ihnen verschluckt werden.
Außerhalb der Bucht tanzten die Segel der Boote. Dazwischen drehten die Surfer ihre Runden. Ich beneidete sie nicht. Um diese Zeit war das Wasser noch verdammt kalt.
Was ich hier in der Bucht sollte, konnte ich selbst nicht sagen. Ausruhen, nachdenken, überlegen – ja, das war es. Wegen ihrer Lage war sie mir schon vor zwei Tagen aufgefallen. Ich hatte mir vorgenommen, so etwas wie ein Hauptquartier aufzuschlagen.
Ruhe bekam ich nicht.
Der innere Wecker lief auf vollen Touren. Ich kam mir selbst vor wie aufgedreht und spürte auch, daß sich etwas zusammenbraute.
Es war mit einem unsichtbaren Netz zu vergleichen oder damit, als würde sich jemand in meinem Rücken aufhalten und mich heimlich beobachten.
Im Sitzen drehte ich mich um.
Nichts zu sehen.
Die Straße führte ungefähr 200 Meter entfernt vorbei. Nicht ein Autofahrer warf einen Blick in die Bucht. Dann suchte ich die Kanten und die oberen Seiten der Felsen ab, doch auch dort entdeckte ich keinen heimlichen Beobachter.
Dennoch blieb die Ungewißheit…
Äußerlich ein Flecken Erde, wie ihn der Herrgott in einer guten Stunde hätte erschaffen können. Prädestiniert, um wieder zu sich selbst zu finden und das Innere in Einklang zu bringen. Nur bei mir klappte das nicht.
Lag es am Wasser?
Ich horchte auf, denn die gleichmäßige Ruhe der anrollenden Wellen kam mir unterbrochen vor.
Nach dem Horchen schaute ich und stand dabei auf.
Tatsächlich – innerhalb der Bucht zeigte die Oberfläche eine Unruhe, wie ich sie bisher noch nicht gesehen hatte. Zwischen den Felsen schäumte das Meer extrem stark.
Sehr ungewöhnlich…
Die Wellen liefen nicht mehr so ruhig an. Sie schäumten mir

entgegen und endeten erst dicht vor dem Felsen, auf dem ich zuvor meinen Platz gefunden hatte.

Strudel brachten das Wasser in Bewegung, bildeten Trichter und drückten gleichzeitig dicke Blasen an die Oberfläche, die dort zerplatzten. Schaum rann gegen den feinen Sand, das Wasser in der Bucht fing an zu kochen.

Ich lief einige Schritte nach links. Dort ragte ein Felsen aus dem Sand. Ich erkletterte ihn und besaß nun einen besseren Ausblick.

Das Wasser bildete an einer Stelle der Bucht nur mehr einen schaumigen Teppich. So wild hatte ich es noch nie gesehen. Ich mußte abwarten, was weiterhin geschah.

Wie ein Blitzstrahl schoß aus dem Zentrum etwas Langes, Graues hervor, umwirbelt von einem hellen Sprüh.

Ich dachte sofort an die Erzählung der Kellnerin. Sie hatte von einem Schlauch gesprochen, der sich vor dem Küchenfenster bewegte.

Im Prinzip hatte sie recht. Der Gegenstand besaß eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Schlauch. Nur war es kein Schlauch, sondern ein gewaltiger Arm, der zu einem noch größeren Tiefseemonster gehören mußte.

Für mich kam dabei nur eines in Frage.

Ein Krake!

***

Irrwitz, ein verrückter Gedanke, trotzdem nicht von der Hand zu weisen, auch wenn der Fangarm des Kraken Sekunden später wieder verschwand. Ich wußte aber, was ich gesehen hatte, und meine Gedanken bewegten sich in einem regelrechten Galopp.

Sollte es vielleicht vom Meer her eine Höhle, einen Gang oder was immer ins Land hinein geben? Hatte der Krake diesen Gang etwa gefunden und sich dem Bistro genähert?

Eine Möglichkeit. Für ihn eine Chance, für mich eine Erklärung.

Wenn ja, was wollte er? Wieso war er überhaupt erschienen? Dieses gewaltige Riesentier, das es eigentlich nur in Legenden und Sagen gab, die sich Seeleute erzählten?

Ich konnte es nicht sagen, es war für mich einfach nicht zu fassen.

Aber er existierte, und er mußte, wenn mich nicht alles täuschte, Ausmaße besitzen, über die ich nur den Kopf schütteln konnte. Riesige Arme, versehen mit einer mörderischen Kraft.

Unwillkürlich trat ich einige Schritte zurück. Mir fiel ein, daß ich einfach zu nahe am Wasser gestanden hatte. Wenn einer der Arme aus der Flut peitschte, schaffte ich es nicht, so schnell zu fliehen, wie es ratsam war.

Und er kam.

Blitzartig peitschte er aus dem Wasser. Ein grauer, mordsgefährlicher

Schlauch, versehen mit einer mörderischen Kraft, die alles zermalmen konnte, was der Arm umfing.

Er schlug einen Halbbogen auf den Strand zu, ausgerechnet dort, wo ich mich aufhielt.

Ich rannte.

Im Weglaufen sah ich noch, wie sich ein zweiter Arm aus dem Wasser schob.

Der Sand schien zäh an meinen Füßen zu kleben. So schnell wie auf Asphalt konnte ich nicht laufen. Die weiche Masse kam mir vor, als wollte sie mich festhalten.

Ich ackerte mich voran – und hörte das Klatschen. Fast neben, aber auch hinter mir.

Noch einige Yards sprang ich vor, ehe ich mich auf der Stelle drehte und nach dem Kraken sah.

Er hatte mich nicht erwischt.

Sehr hart war er in den Sand geschlagen und hatte ihn aufstieben lassen. Wo er lag und zugedrückt hatte, blieb eine lange Furche zurück, als er sich wie ein gewaltiger Rüssel in Richtung Meer bewegte und damit den Rückzug antrat.

Dann war er verschwunden. Der zweite Arm schaute noch aus den Fluten hervor.

Dicht unter seinem Ende war er zusammengerollt. Aus dieser Rolle schaute rechts und links etwas hervor.

Einmal ein Kopf, zum anderen zwei Beine, die dicht zusammengepreßt waren.

Der tote Maler…

Der Krake hatte ihn geholt, er hatte ihn mitgenommen und präsentierte ihn nun auf dieser schaurigen Art und Weise, so daß sich in meinem Magen ein Klumpen bildete.

Kalte und heiße Schauer rieselten über meinen Rücken und wechselten sich ab. Ich wußte nicht, was der Krake mit dem Toten vorhatte, jedenfalls schwenkte er die Leiche über dem Wasser, bevor er einen Bogen schlug und plötzlich über dem Strand schwebte.

Sicherheitshalber ging ich zurück, schaute dabei auch gegen das Wasser, weil ich den massigen Körper suchte.

Unter der Oberfläche, die Tiefe konnte ich nicht genau ausmessen, schimmerte ein roter Fleck.

Ein Auge?

Ob es das genau war, konnte ich nicht sagen. Jedenfalls war dieser Krake nicht normal. Irgendeine dämonische Kraft mußte dafür gesorgt haben, daß er aus unergründlichen Tiefen in die Höhe gestiegen war, um sein grausames Werk zu verrichten.

Noch hielt er seine Beute fest, gab sie dann plötzlich frei, so daß sie in den Sand schlug.

Gleichzeitig zog sich auch der Krake zurück. Er sackte so schnell weg, als hätte jemand einen Stein ins Wasser geworfen. Noch einmal schäumte das Meer in der Bucht auf, warf hohe Wellen, die über den Sand liefen und auch die Leiche überspülten, sich dann zurückgezogen und sich wieder mit dem anderen Wasser vermengten.

Ich wartete noch einige Sekunden ab, bevor ich mich dem Toten näherte.

Sein Anblick war mir noch aus der Küche des Bistros in Erinnerung geblieben, aber in der Zwischenzeit hatte sich bei diesem Toten einiges verändert. Es ging nicht allein um die Haut, die sämtliche Farbe verloren hatte. Sie war bleich, teigig, leicht grün und auch aufgequollen, wobei mir besonders die Blässe auffiel. Der Körper schien blutleer zu sein.

So sahen Opfer von Vampiren aus…

In der letzten Zeit war ich allergisch geworden, was diese verfluchten Blutsauger anging. Ich wollte überprüfen, ob dieser Tote tatsächlich blutleer war.

Mein Taschenmesser klappte ich auf, hockte mich nieder und stach vorsichtig in den Handballen des Toten.

Rann Blut hervor?

Ja, es tropfte, aber es war kein Blut, wie ich es kannte. Schwarzes Blut floß aus der Wunde. Magisches Blut, versehen mit Kräften, die Unheil, Mord und Tod ankündigten.

Ich schluckte, denn dieser Anblick hatte mich verflucht hart getroffen. Dämonenblut also. Das menschliche mußte bei ihm umgewandelt worden sein. Wie konnte ein Krake dies möglich machen?

Ich schaute zu, wie das schwarze Blut aus der Wunde rann. Das Taschenmesser hatte ich wieder zusammengeklappt, steckte es weg und holte statt dessen meinen geweihten Silberdolch hervor. Seine Spitze führte ich in die schwarze Flüssigkeit.

Sie zischte plötzlich auf. Dampfwolken entstanden, eine Kruste bildete sich über dem Rinnsal, bevor der gesamte Rest kristallisierte.

Ich stand auf.

Gleißend schien mir die Sonne in die Augen. Die dunkle Brille lag im Wagen. Ich wollte sie nicht erst holen, aber das Gleißen blieb, auch die Blendung.

Das konnte keine natürliche Ursache haben. Da mußte etwas dahinterstecken.

Ich schaute zur Seite und geriet so außerhalb der blendenden Reichweite.

Meine Augen weiteten sich. Was ich sah, war eigentlich nicht zu fassen.

Auf einem der vorspringenden Felsen stand eine Gestalt, deren

langes, schwarzes Haar im Winde wehte. Es war eine Frau. Sie trug ein langes, weißes Kleid, dessen flatternder Saum über ihren Knöcheln zitterte. Die Frau winkte mir zu.

Nicht mit der Hand, sondern mit einer Waffe.

Es war ein Schwert mit goldener Klinge, und die Person war keine andere als Kara, die Schöne aus dem Totenreich…

***

Der Krake, das schwarze Blut, die aufgerissene Erde, drei Dinge, die mich zwar nicht störten, mich jedoch weiterbrachten und auf ein bestimmtes Ziel hindeuteten.

Atlantis!

Genau das war es.

Wenn Kara, die Schöne aus dem Totenreich, erschien, hing dieses Erscheinen unmittelbar mit dem Kontinent Atlantis zusammen, denn daher stammte sie, und sie hatte den gewaltigen Untergang des Kontinents auch überlebt, um bei den Flammenden Steinen zusammen mit Myxin, dem Magier aus Atlantis, eine neue Heimat zu finden.

So einfach war das – trotzdem kompliziert, denn immer wieder schaffte es die Magie des längst versunkenen Kontinents sich in das Leben der heutigen Menschen einzumischen.

Atlantis war tot, Atlantis lebte. Paradox, jedoch eine Tatsache. Ich wußte genau, daß Kara nicht auf der Klippe stehenbleiben würde.

Sie hatte mir nur kurz zugewinkt, damit ich Bescheid wußte. Nun senkte sie das Schwert, so daß es mit seiner Spitze den Fels berührte.

Kara umklammerte den Griff mit beiden Händen und konzentrierte sich auf einen magischen Sprung.

Er war mir ebenfalls nicht unbekannt, denn Reisen wie diese hatte auch ich öfter durchgeführt.

Sie verschwand – und erschien in meiner Nähe. Nur wenige Schritte entfernt materialisierte sie sich. Noch immer blies der Wind die Haare zurück. An den Füßen trug sie halbhohe Stiefel, das Gesicht zeigte ein Lächeln. Allerdings beschränkte es sich allein auf die Lippen, der übrige Teil blieb ernst.

Wir schauten uns an. Klar, daß sie mir anmerkte, wie stark ich mich über ihr Erscheinen wunderte, und sie gab mir zunächst eine Erklärung, die eigentlich keine war.

»Ich bin etwas zu spät gekommen.«

»Für den Kraken?«

»Sicher.«

»Stammt er noch aus deiner Zeit?«

»Ja, ein Überbleibsel aus Atlantis. Er und ich sind persönliche Feinde. Damals…« Sie hob die Schultern und schaute auf das Meer hinaus. »Es war fast die gleiche Gegend wie jetzt, nur eben anders, du verstehst,

und es war Nacht. Da haben wir uns gegenübergestanden und gekämpft.«

»Du mit dem Kraken?«

»Nein, mit dem schwarzen Priester. Er war mein erster Feind. An ihm sollte ich mich messen.«

»Kannst du das genauer erklären?«

»Das will ich gern tun, John. Der schwarze Priester hatte versucht, in das Haus meines Vaters einzudringen. Wir konnten ihn in die Flucht schlagen, und ich war gezwungen, die Verfolgung aufzunehmen. Ich jagte ihm nach, bis ich ihn in einer einsamen Felsregion stellen konnte. Das war über dem Meer. Zum erstenmal führte ich das Schwert mit der goldenen Klinge. Er stand mir gegenüber…«

»Besaß er eine Waffe?«

»Sein Lichtschwert. Energie aus den Sternen – furchtbar, muß ich dir sagen.«

»Und weiter?«

»Meine Waffe hielt der seinen nicht nur stand, es gelang mir auch, den Kampf zu gewinnen. Ich konnte ihn vom Felsen herab in die tosende Flut stürzen…«

»Wo er…«

»Wohl nicht starb, denn heute ist er zurückgekehrt.«

»Nein.« Ich zeigte auf das Meer. »Es kam ein Krake.«

»Das ist eben seine Magie. Ich kann mir gut und gern vorstellen, daß er und der Krake eine Person sind. Es ist schwer zu begreifen, John, aber der Krake hat sich Energie geholt. Du hast dir das Blut des Toten angeschaut, nicht wahr?«

»Richtig. Es war schwarz wie die Nacht.«

»Er hat es umgewandelt. Es ist ihm gelungen, diesen Toten zu seinem Diener zu machen. Er steht noch auf der untersten Stufe, doch er kann die magischen Weihen empfangen, um zu einem der gefährlichen schwarzen Priester aufzusteigen.«

»Die gab es bei euch?«

»Leider sehr viele. Die schwarzen Priester waren eine besondere Kaste. Vor ihnen mußte man sich in acht nehmen. Sie dienten allein dem Bösen und taten Böses.«

»Ausgerottet worden sind sie demnach nicht.«

Ich strich durch mein Haar. »Das ist alles stark, Kara. Woher wußtest du denn, daß sich ein schwarzer Priester auf dieser Welt und an diesem Ort aufhält?«

»John…« Sie lächelte milde. »Hast du vergessen, daß Myxin und ich bei den Flammenden Steinen wohnen? Sie sind unsere Indikatoren. Sie zeigen an, wie es sich mit der Magie verhält. Ob sie da ist, ob sie noch herbeischwebt. Nur die Steine …«

»Dort hast du dann von dem schwarzen Priester erfahren?«

»Ja.«
»Wo ist Myxin?«
»Ich habe ihn allein gelassen. Die schwarzen Priester sind meine Gegner. Was mir damals nicht gelang, möchte ich in dieser Zeit gern vollenden. Ich muß mich ihm oder ihnen stellen.«
»Du rechnest also damit, daß er nicht allein ist und noch einige mit aus der Vergangenheit gebracht hat?«
»Davon könnte ich allerdings ausgehen.«
»Das glaube ich wiederum nicht.«
»Weshalb nicht?«
Ich drehte mich um und deutete auf den Toten. »Dann hätte er sich ihn nicht zu holen brauchen.«
Karas Blick wurde nachdenklich. »Ja, da könntest du recht haben, John. Dennoch will ich mich darauf nicht verlassen. Die schwarzen Priester und ihre Krakenmagie waren eine Institution in Atlantis. Ich hoffe, daß dies wirklich ein Einzelfall gewesen ist.«
Ich lachte sie an. »In den ich durch einen Zufall hineinrutschte. Du kannst dir nicht vorstellen, wie überrascht ich gewesen bin, als ich dich plötzlich sah.«
»Zufall?« echote Kara, die es nicht glauben wollte. »Ich dachte, daß man dich geholt hätte, weil eben dieser monströse Krake erschienen ist. Zudem an einer Küste, wo Menschen wohnen.«
Heftig schüttelte ich den Kopf. »Ich mache Urlaub, Kara. Einfach ausspannen.«
»Das kann doch nicht sein.«
»Es stimmt aber.«
»Dann stolperst du ausgerechnet über einen starken Rest schwarzmagischer atlantischer Magie.«
»So ist es.«
»Ich schätze, daß wir uns einiges zu erzählen haben, John.« Kara hatte die Klinge wieder weggesteckt. Sie machte auf mich einen gelösteren Eindruck als zuvor.
»Bestimmt.«
Ich war froh, mit einer Freundin über Mallmann, den Vampir, und auch meine Mutter reden zu können. Wir hockten nebeneinander auf einem Felsen, als ich Kara die Geschichte erzählte und während meiner Worte ihre Hand auf der meinen spürte, als wollte sie mir auf diese Art und Weise ihr Mitgefühl anzeigen und mir auch Trost spenden.
Keiner von uns dachte mehr an den Toten, dessen Blut auf magische Art und Weise ausgetauscht worden war. Zudem lag er schräg hinter uns. Wegen der Sonnenblendung hatten wir uns bewußt so hingesetzt und bemerkten nicht, daß er sein rechtes Bein anwinkelte.
Der Tote lebte…

Und er stand auf.
Sehr langsam stemmte er sich in die Höhe. Seine Ellenbogen drückte er dabei in den Sand, hinterließ Kuhlen, in die die weiche Masse wieder sehr rasch zurückfloß.
»Es tut mir ehrlich leid, wegen deiner Mutter«, sagte Kara.
Ich hob die Schultern und spürte wieder das Brennen in und den Druck hinter meinen Augen. Diesen schrecklichen Vorgang zu überwinden, ging einfach über meine Kräfte.
»Ich kann dich sehr gut verstehen, John. Als mein Vater starb, ist es mir ähnlich gegangen, wobei ich meine, daß für deine Mutter noch eine Chance besteht.«
»Das hoffe ich.«
»Mallmann wird nicht so dumm sein und sie zu einem Vampir machen. Er behält damit einen Trumpf in der Hand, den er gegen dich ausspielen kann.«
»Das stimmt.« Ich schaute zu Boden. Beide schwiegen wir und hingen unseren Gedanken nach. Ich war momentan nicht in der Stimmung, mich dem neuen Fall zu widmen, aber hinter uns und auch weiterhin von uns nicht zu sehen, tat sich etwas.
Dort stand der Tote auf den Beinen!
Er schwankte. Aus seiner Wunde tropfte hin und wieder Blut, das im Sand eine Spur hinterließ. Auch an seiner Gesichtshaut klebten die Körner und hatten dort ein Muster hinterlassen. Seine Augen blickten starr, in ihnen steckte kein Funken Leben mehr.
Dennoch hielt ihn eine Kraft auf den Beinen, die eigentlich nicht erklärbar war.
Er war zu einem Diener des schwarzen Priesters geworden. In seinen Adern floß das dunkle Blut der unheilvollen Magie.
»Ich frage mich nur, wie der Krake es geschafft hat, vom Wasser her an Land zu kommen. Durch einen Tunnel, gibt es Höhlen?«
»Sicher, John. Etwas anderes kann ich mir nicht vorstellen. So etwas muß einfach vorhanden sein.«
»Und weshalb hat er sich das Bistro ausgesucht?«
»Dort waren Menschen. Vielleicht befand er sich genau am Ende dieses Tunnels, wo er nicht mehr weiterkriechen konnte.«
»Das ist natürlich auch möglich.«
»Und vergiß nicht«, sagte Kara, »daß er zusätzlich noch auf Menschen fixiert ist.«
Ich nickte, wollte etwas sagen und schaute dabei schräg nach rechts, gleichzeitig zu Boden und zur Seite.
Dort bewegte sich etwas.
Ich drehte mich um.
Der Tote stand hinter uns und hielt einen mächtigen Stein in den erhobenen Händen.

Es war klar, daß er ihn uns an den Kopf schmettern wollte…

***

Dakota wollte lachen, das schaffte er nicht. Irgend etwas drückte seinen Hals zusammen, so daß ein Gelächter einfach steckenblieb. Statt dessen verlor sein Gesicht an Farbe, er stierte die Gestalt an und wußte nicht, wie er sich verhalten sollte.

Wollte diese Gestalt die Gäste und den Wirt erschrecken, auf den Arm nehmen, oder was war los?

Zischend stieß er den Atem aus und wischte über seine Stirn. Als er auf die Handfläche schaute, sah er einen Schweißfilm glänzen. Er stand am Ende der Reihe, neben dem offenen Spalt in der Theke, durch die die Bedienung ging, wenn sie Getränke an die Tische brachte. Seine Lippen hatten sich verzogen, er holte tief Luft und stieß die Frage zischend und flüsternd hervor.

»Hat einer von euch den Knaben geholt?«

Seine Freunde schüttelten die Köpfe.

»Ich auch nicht, verdammt.« Dann wandte er sich an Cascadal, ohne diesen direkt anzuschauen. »Hör mal zu, Panscher, wen hast du dir denn da in die Bude gezerrt?«

»Ich?« Cascadal hauchte das Wort nur. »Ich habe niemanden geholt, darauf kannst du Gift nehmen.«

»Und wer ist das?« fragte Marcel.

»Keine Ahnung.«

»Dann werde ich ihn mal fragen.« Marcel rutschte vom Hocker, um auf den Unbekannten zuzugehen.

»Sei nur vorsichtig!« warnte Cascadal.

»Und wie. Wißt ihr eigentlich, daß ich ihn kenne? Der ist mir mal im Krieg der Sterne begegnet. Eine Figur aus Star Wars. Wirklich gut verkleidet, muß ich schon sagen.« Er lachte, um sich selbst zu überzeugen. Das schaffte er weder bei sich noch bei den anderen.

Vor der Gestalt blieb er stehen. Marcel gehörte zu den Typen, die zwar körperlich nicht hochgewachsen waren und auch nicht stabil wirkten, aber man konnte ihn als durchtrainiert bezeichnen. Er besaß ziemlich breite Schultern und auch Kraft in den Armen.

Kalt schaute er dorthin, wo sich das Gesicht unter der Kapuze befinden mußte.

War das ein Gesicht?

Marcel konnte es selbst nicht genau sagen. Obwohl er näher an den Unbekannten herangegangen war, hatte sich an dessen Gesicht kaum etwas verändert. Noch immer zeichnete sich dort nichts ab.

Keine Organe, keine Linien, auch keine Augen.

Flach, grau und leicht zitternd, als würden gräuliche Silberstreifen darüber hinweghuschen, die das Gesicht zwar veränderten, es im

Prinzip jedoch immer gleich aussehen ließen.

Es war nicht nur das Gesicht, das Marcel störte, auch der Einfluß, der von ihm ausging.

Als eine Strahlung konnte er es nicht direkt bezeichnen, obwohl so etwas wie Strom über seine Haut floß und sich dabei die dünnen Härchen aufrichteten.

Marcel fühlte sich nicht mehr so gut wie zuvor, als er den Hocker verlassen hatte. Er warf einen schnellen Blick zurück auf seine an der Bar sitzenden Freunde.

Hilfe konnte er von ihnen kaum erwarten. Dakota nickte ihm aufmunternd zu, ein Zeichen, daß er sich beeilen sollte.

Marcel faßte sich ein Herz. Drohend sprach er die Worte aus.

»Hau ab, verdammt! Zieh endlich Leine! Du störst, du Typ!«

Der »Typ« bewegte sich nicht. Selbst der Lichtstrahl stand wie eine Eins.

»Hast du mich nicht verstanden? Soll ich mit einem Computer zu dir sprechen?«

Marcel bekam abermals keine Antwort.

Da griff er zum letzten Mittel, zur Gewalt. Er hatte die rechte Hand bereits geballt. Wenn er zuschlug und richtig traf, würde der Hieb den anderen durch die offene Tür bis auf die Straße katapultieren.

Auf das Abziehbild von Gesicht zielte er nicht. Marcel hielt direkt auf die Körpermitte.

Er traf!

Im gleichen Augenblick durchbrach ein Schrei die lastende Stille.

Nicht der Kuttenmann hatte gebrüllt, es war Marcel, der nicht mehr an sich halten konnte.

Bei seinem Schlag hatte er das Gefühl gehabt, gegen einen Sandsack zu hauen. Der Schmerz durchwühlte seinen Arm, jagte hoch bis in seine Schulter, wo er regelrecht explodierte, bevor er den Arm fast lähmte.

Er taumelte zurück, das Gesicht verzerrt. Zwar hörte Marcel die Stimmen der anderen, nur konnte er nichts verstehen und mußte nur mit ansehen, wie die Gestalt das Lichtschwert senkte.

Es berührte die Haare, den Kopf…

Marcel brüllte auf. Plötzlich fühlte er sich als Mittelpunkt gewaltiger Entladungen, die ihn umtosten wie Gewitter und einen regelrechten Käfig um ihn gebildet hatten. Für ihn war es nicht zu fassen.

Er konnte sich nicht mehr bewegen, schaute durch das helle Netz aus Energie in das Gesicht der Gestalt und erkannte, daß sich dessen Züge verändert hatten. Alles Menschliche war aus ihnen verschwunden. Das Gesicht sah aus wie eine graue Fläche, klein, begrenzt, dennoch irgendwie grenzenlos, weil auf der Fläche sich das Bild eines Kraken zeigte, der ein rotes Glutauge besaß.

Tentakel peitschten um den Körper herum wie gewaltige Schlangen. Sie zuckten in sämtliche Richtungen weg, ohne sich jedoch um ein Ziel zu wickeln.

Der Krake im Gesicht!

Dann war es vorbei!

Der Unheimliche hob sein Lichtschwert wieder an. Schlagartig verschwanden die Schmerzen. Sie wischten gleichzeitig das Gitter aus Licht vor Marcels Augen weg.

Seine Sicht wurde frei…

Er schaute auf den Unheimlichen, der wenige Worte sagte und diese zu einem drohenden Satz zusammenfügte. »Ich hole euch, ich werde euch holen!« Dann drehte er sich um und ging.

Er trat hinaus in das hellere Licht, in die Sonne und wurde von ihr aufgesaugt.

Sie alle konnten es sehen. Die Gäste, der Wirt und auch Doris, die ihren Platz verließ, die linke Hand vor die Lippen gepreßt hielt und in das Bistro taumelte.

Bis auf Dakota ließen alle sie passieren. Der griff blitzschnell zu und zerrte sie an sich. »Was ist?«

»Nichts!« keuchte sie. »Ich… ich weiß es nicht.«

»Er war nicht bei dir in der Küche?«

»Nein.«

Marcel drehte sich um wie ein Roboter, der einen Befehl erhalten hatte. Dermaßen steif und mit Bewegungen, die man nicht mehr als menschlich ansehen konnte.

Sein Blick war leer, als hätte ein Streich mit dem Lichtschwert jedes Leben aus ihm vertrieben.

Er schwankte auf die Bar zu, wo ihm Zucci und Denise Platz machten, damit er sich gegen den Handlauf stemmen konnte. »Das Grauen«, flüsterte er, »es war ein altes Grauen. Ich habe es gesehen.«

»Wovon sprichst du überhaupt?«

Marcel hob den Kopf und starrte den Frager, Cascadal, an. »Der Krakenfluch, das Krakengrauen, die Krakenfalle. Uralt, unermeßlich gefährlich. Ich weiß es, ich habe es gesehen…«

»Wo?« kreischte Dakota und starrte seinen Kumpan an. »Wo willst du das gesehen haben?«

»In seinem Gesicht«, raunte Marcel und betonte dabei jedes Wort.

»Genau in seinem Gesicht.«

Dakota schüttelte den Kopf und widersprach heftig. »Er hatte kein Gesicht. Ich habe es genau gesehen. Dieser Mann hatte kein Gesicht, das kannst du mir nicht erzählen. Oder habt ihr etwas unter der verdammten Kapuze entdecken können?«

Sie schüttelten die Köpfe. Es reichte als Erwiderung.

Marcel aber nickte. Er ließ sich von seiner Behauptung nicht

abbringen. »Er hatte ein Gesicht, wenn ich es euch sage. Allerdings trat es erst später auf.«

»Wann später?«

Marcel griff zu einer Flasche. Es war Cognac. Er setzte sie an und trank einen Schluck. Hart stellte er die Flasche ab. Sie rutschte noch etwas weiter. »Als er mich berührte, als mich dieser verdammte Strahl traf, ich das Gitter aus Energie vor meinem Gesicht sah und durch die Lücken schauen konnte, da erkannte ich sein Gesicht unter der Kapuze. Es war… es war …« Er stierte gegen die Bar. »Es war einfach grauenvoll, kann ich dir sagen. Grauenvoll. Ich sah einen Kraken, der in seinem Gesicht schwamm. Er hatte lange Tentakel.« Speichel sprühte vor seinen Lippen. »Es war ein Krake. Verlaßt euch drauf.«

Die Freunde schwiegen. Auch Dakota, der gegen die Flaschen im hinteren Barregal schaute. Plötzlich aber begann er zu lachen. Zunächst leise, als wollte er kichern. Dann immer lauter, danach röhrend und schließlich glucksend, als hätte er sich verschluckt. »Ein Krake!« prustete er los, »ich werd' nicht mehr. Ich werde nur noch blöd. Stellt euch das vor, ein Krake!«

Cascadal schwieg zu allem. Im Gegensatz zu Doris, die plötzlich sagte: »Ich glaube ihm.«

»Ach ja?«

Die Frau nickte heftig. »Klar, Dakota. Habe ich dir nicht den Spalt in der Küche gezeigt?«

»Sicher.«

»Der kann von einem Kraken stammen, wenn du mal genauer dar über nachdenkst.«

»Kann – muß aber nicht. Jetzt will ich dir mal was sagen, Süße. Ihr könnt die Küche auch aufgehackt haben.«

»So blöd sind wir nicht.«

»Dann ist der Krake aus dem Gesicht gekrabbelt und hat flugs die Erde aufgerissen.«

»Ja.«

Denise fing an zu lachen. »Ich glaube, wir sind alle verrückt. Da kommt einer her, hat sich verkleidet, läuft herum wie jemand aus Star Wars, und ihr macht euch in die Hose, nur weil der Knabe ein paar elektronische Tricks kennt. Das ist doch Wahnsinn, platt und blöde. Tut mir leid, ich mache mir nicht in die Hosen.«

»Recht hat sie«, sagte Zucci, der sich reckte. »Das war einer, der kennt sich bei solchen Spielereien aus.«

Marcel wollte es nicht wahrhaben. »Du, Zucci, hast nicht gespürt, wie es ist, wenn dir jemand eine Lichtlanze auf den Kopf legt. Ich hatte das Gefühl, in einem elektrischen Käfig eingeklemmt zu sein. Kannst du das begreifen?«

»Nein.«

»Dann red nicht so dumm daher.«
Cascadal wollte das Geschäft wieder anheizen. Er fragte: »Hat einer von euch vielleicht noch Durst?«
»Ja, ich.« Viola schnippte mit den Fingern. »Ich brauche jetzt einen großen Schluck.«
»Wir alle brauchen ihn!« rief Dakota und schlug mit der flachen Hand auf die Bar. »Wäre doch gelacht, wenn wir uns von so einem ins Bockshorn jagen lassen. Wir leeren noch eine bis zwei Flaschen und fahren hoch in die Felsen.«
Damit waren alle einverstanden.
Nur zwei hielten sich zurück. Zum einen Doris, zum anderen Marcel. Er hatte etwas gesehen, dessen Anblick er nicht so leicht vergessen konnte, weil er ihn bis in die Tiefen seiner Seele erschreckt hatte.
Und er wußte auch, daß die Krakenfalle sehr leicht zuschlagen und sie alle vernichten konnte…

***

Es war nur mehr ein winziger Augenblick, der bei uns, vielleicht auch bei Kara über Leben und Tod entscheiden konnte. Ich sah nicht genau, wer von uns getroffen werden würde, wahrscheinlich beide, deshalb mußte ich etwas tun.
Ich warf mich nach links und rammte gleichzeitig mein rechtes Bein zur anderen Seite hin vor.
Volltreffer!
Kara schrie auf, als sie vom Felsen katapultiert wurde. Gleichzeitig raste der Stein nach unten, mit einer derartigen Wucht geschlagen, daß er auf den Felsen prallte, wo wir beide noch vor Sekunden gesessen hatten, und zersprang.
Ich lag inzwischen im Sand, hatte mich aber herumgedreht und meine Beretta gezogen.
Kara kämpfte sich ebenfalls hoch. Zwischen uns befand sich das lebende Monstrum. Die Gestalt mußte die Niederlage erst verdauen.
Sie stierte zuerst den Felsen an, dann drehte sie sich zu mir um.
In der Drehung traf sie meine Kugel. Das geweihte Silbergeschoß erwischte sie dicht unter dem Kiefer. Ich rechnete damit, daß der lebende Tote in den Sand geschleudert würde, ein Irrtum, denn das Geschoß pfiff hindurch. Es blieb also nicht stecken, was üblich gewesen wäre, und hinterließ ein Loch, das sich zu einem Tunnel erweiterte.
Für einen Moment rührte ich mich nicht. Das war mir unbegreiflich und bisher kaum begegnet. Der Treffer schien den Helfer auch nicht beeindruckt zu haben, denn er bewegte sich normal und hatte sich meine Person als Ziel ausgesucht.
Aus dem Hintergrund meldete sich Kara. »So kannst du ihn nicht

töten, John. Nicht mit geweihtem Silber. Er entstand einer anderen Magie, einer fernen Zeit.«

Ich ging einige Schritte zurück, weil ich den Schwarzblütler nicht zu nahe herankommen lassen wollte. »Wie denn?«

»Ich werde es mit dem Schwert machen.«

»Moment, aber der Dolch hat das Blut zur Kristallisation bringen können.«

»Das schon. Nur hätte er ihn niemals umgebracht. Laß mich es machen!«

Ich nickte. »Okay, dann hol ihn dir.«

Kara schlug einen Bogen. Sie wollte dem Helfer ins Gesicht sehen, wenn sie ihn tötete.

Der ehemalige Maler ließ sich von ihr ablenken. Als er Kara bemerkte, wie sie ihre Waffe zog, da bewegte er seinen Kopf und zeigte sich irritiert.

»Das ist die Furcht!« rief die Schöne aus dem Totenreich, um anschließend einen goldenen Streifen zu produzieren, der im Halbbogen auf die Gestalt zuraste.

Auch ein Treffer!

Brust und Hüfte waren von der Klinge erwischt worden. Diesmal hatte der Schwarzblütler keine Chance. Plötzlich war er von einer Wolke aus goldenem Licht umhüllt. Mir kam es vor, als wären zahlreiche Wunderkerzen zugleich angezündet worden.

Der Körper sprühte und zersprühte. Licht und Staub vermischten sich zu einem Gemenge, das sich genau dort im Sand verteilte, wo der Schwarzblütler gestanden hatte.

Aus – vorbei!

Ich nickte Kara zu. »Das war mal wieder beeindruckend, Mädchen.«

»Man tut, was man kann.« Sie schob die Klinge wieder in die Scheide an der linken Seite. »Es hatte sein müssen. Dieser ehemalige Mensch hätte die Lehren und das Grauen des schwarzen Priesters verbreitet. Ich kenne sie aus Atlantis.«

»Was haben sie dort getan?«

»Sie lehrten die Magie. Es gab sogar Schulen, die von ihnen geleitet wurden. Erinnere dich an die griechischen Philosophen. Auch sie besaßen Schulen, wo sie lehrten. In Atlantis war es ebenso. Mein Vater Delios lehrte die Weiße Magie. Er war ein Mächtiger auf der Seite des Guten. Der schwarze Priester oder die schwarzen Priester aber gehörten zu seinen großen und mächtigen Feinden, die alles genau entgegengesetzt taten. Sie wollten dem Grauen den Weg ebnen. Sie standen in Verbindung mit dem schwarzen Tod und anderen Dämonen. Sogar Gestalten, die noch viel älter waren und von den Sternen kamen.«

»Wie der Spuk.«

»Sicher.«
»Ihn haben wir aus dem Weg geschafft. Fragt sich nur, was mit dem wahren schwarzen Priester ist?«
Kara hob die Schultern. »Ich bin sicher, daß wir auf ihn treffen werden.«
Automatisch schaute ich mich um.
Mein Blick glitt auch über das Wasser. »Dort habe ich den Kraken gesehen.«
»Das war er.«
Ich schaute sie an. Skeptisch, was Kara auch auffiel. »Der Krake und er sind identisch.«
»Das heißt, wenn wir den Kraken umbringen, ist auch er nicht mehr am Leben.«
»Genau.«
Ich dachte nach. »Weißt du, was mir nicht gefällt, Kara. Ich habe ihn in dem kleinen Bistro erlebt. Dort war der Boden aufgerissen, im Hof ebenfalls. Meiner Ansicht will er dorthin, wo sich Menschen aufhalten. Er war schon einmal dort, verstehst du?«
»Natürlich. Du meinst, daß wir ihn in dem Bistro wiederfinden könnten?«
»Eventuell. Jedenfalls möchte ich die Möglichkeit nicht außer acht lassen.«
»Dann laß uns fahren.« Kara bewegte sich bereits auf meinen Leihwagen zu.
Ich warf noch einen Blick auf die Überreste des ehemaligen Malers, der Picasso genannt worden war. Der Staub unterschied sich kaum von der Farbe des Sandes. Irgendwann würde alles vergessen sein…

***

An der Côte d'Azur ist man einiges gewohnt, was die Verrücktheiten der Gäste anging. So fielen wir auch nicht auf, als wir aus dem Wagen stiegen. Daß Kara ein langes, weißes Kleid trug, galt hier als en vogue, niemand kümmerte sich darum. Der Wind spielte zudem mit dem Stoff und legte ihn in gewisse Falten, die sogar den größten Teil der Scheide verdeckten, in der die Waffe steckte.
Cascadal stand hinter der Bar und putzte Gläser. Sein Blick war leer. Mir kam es vor, als ginge er einer Beschäftigungstherapie nach, ohne überhaupt zu merken, was er eigentlich tat.
Es befand sich auch kein Gast in dem Bistro. Das Innere wirkte leer und verlassen, so, als würden die Gäste dieses kleine Lokal aus bestimmten Gründen meiden.
»Hallo…«
Meine Stimme schreckte Cascadal hoch. Er schaute mich an, als wäre ich ein Gespenst.

»Sie?«
»Ja, ich sagte Ihnen doch, daß ich zurückkehren würde.«
Kara nickte ihm zu. Der Wirt hatte plötzlich nur Augen für sie. Ihr Gesicht, das Kleid, die Figur, das Haar – bei Kara schien ihn alles zu faszinieren.
»Es ist eine Freundin von mir, die ich in der Nähe getroffen habe.«
»Ach so – ja.«
»Geben Sie uns einen Saft, bitte.«
»Sofort.« Er arbeitete hektisch, ohne jedoch nachzudenken. Der Wirt kam mir vor, als stünde er nicht mehr in dieser, sondern in einer anderen Welt. Das war seltsam.
Ich sah auch Doris nicht. Daß sie verschwunden war, konnte ich ihr nicht verdenken. Wir bekamen den Saft, und Cascadal griff zu einem Pastis. Er nickte uns zu. »Alles leer.«
Wir tranken. Der Saft erfrischte. Ich hatte immer noch das Gefühl, als würden Sandkörner zwischen meinen Zähnen malmen. »Doris ist nicht hier, wie ich sehe.«
»Sie ist weg.«
»Wohin?«
»Mit den anderen.«
Ich runzelte die Stirn. »Einen Moment mal und langsam zum Mitschreiben. Welche anderen meinen Sie?«
»Die Clique, die immer am Mittwoch erscheint. Dakota, ihr Anführer, hat Doris mitgenommen.«
»Wollte sie das denn?«
»Zuerst ja, dann war sie skeptisch.«
Cascadal schaute Kara an. »Als nämlich die Gestalt erschien…«
»Welche Gestalt?« fragte Kara.
»So einer aus Star Wars. Eine Mischung zwischen Horror und SF-Fantasy sagt man doch.«
»Der war hier?«
»Klar. Er stand im Bistro, als wäre er einfach vom Himmel gefallen. Ich habe fast durchgedreht…«
»Das kann ich mir denken.«
»Der war echt«, sagte Kara.
Cascadal schaute sie an, hob die Schultern und meinte dann mit flüsternder Stimme: »Das hat Marcel auch gesagt.«
»Jetzt erzählen Sie mal genau, was sich hier abgespielt hat? Gab es Tote oder Verletzte?«
»Nein, aber einen Krakenfluch.«
»Dann war er es doch!« flüsterte Kara.
Nach dieser Bemerkung hörte wir zu, was uns der Wirt zu berichten hatte. Es klang unwahrscheinlich, war einfach nicht zu fassen, doch wir glaubten ihm jedes Wort.

Die Schöne aus dem Totenreich nickte, als wollte sie sich irgendwie bestätigen. »Genau so ist es, John. Es gibt keine andere Möglichkeit. Sie haben sich hier etabliert.«

»Und die Clique?«

»Wird ihr Opfer oder sein Opfer, wie du es siehst. Wir sollten uns beeilen, John.«

Der Meinung war ich auch. Der Wirt hatte sich hinter der Bar auf einen Hocker gesetzt. »Und Doris ist mit ihnen gefahren!« flüsterte er. »Ich hatte sie gewarnt, aber sie wollte nicht hören. Verdammt, die ist verrückt.«

»Was war der Grund?«

»Doris sucht das Abenteuer. Immer etwas besonderes. Sie ist auf der Tour, sie will neue Menschen kennenlernen. Sie ist einfach anders als ich, verstehen Sie?«

»Ja, das habe ich bemerkt.«

»Außerdem scheint dieser Dakota, sie heute regelrecht angemacht zu haben. Mir kommt es vor, als würde sie der Zeit hinterherrennen. Ein Côte-d'Azur-Syndrom. Sie alle, die Schönen, die Prächtigen, die Reichen, sie alle haben eben Angst vor dem Alter. Das fängt schon an, wenn die Frauen die Fünfundzwanzig überschritten haben und auf die Dreißig zugehen. Da geraten sie oft in Panik.«

»Wo sind sie hingefahren?«

»In die Klippen.«

»Was machen sie dort?«

»Mutproben!«

Ich runzelte die Stirn, und Cascadal mußte lachen. »Ja, sie rasen mit ihrem Wagen und den Feuerstühlen so nahe an den Rand der Klippen heran wie eben möglich. Im letzten Moment bremsen Sie.«

Mit der Zeigefingerspitze zeichnete der Wirt den Weg auf die Barplatte. »So und nicht anders sieht es aus.«

»Haben sie getrunken?«

»Auch das.«

»Waren sie betrunken?«

»Nicht direkt. Angetörnt würde ich sagen. Ich konnte nichts tun, glauben Sie mir. Außerdem kenne ich das. Jeden Mittwoch gehen sie auf Tour. Das ist verdammt hart.«

»Ist schon mal was passiert?«

Cascadal hob die Schultern. »Woher soll ich das wissen? Offiziell nicht, aber ich glaube nicht daran, daß sie mir immer die Wahrheit sagen. Jedenfalls sind sie stets zurückgekehrt.«

»Gut, wir werden schauen.«

»Sie wollen hin?«

»Ja.«

»Verdammt, die können Sie nicht von ihrer Tour abhalten. Die sind

wie von der Rolle, irre, überdreht, wahnsinnig! Wenn die merken, daß man ihnen was will…«

»Lassen Sie das meine Sorge sein. Diese schwarze Gestalt ist schlimmer, glauben sie mir.«

»Ja, der Krake.«

»Wir kommen wieder.«

Cascadal, sehr abergläubisch, schlug ein Kreuzzeichen, als wir sein Bistro verließen.

Draußen atmete Kara tief durch. »Ich habe es mir gedacht, daß der schwarze Priester nicht lockerläßt.«

»Sag ehrlich Kara.« Ich schaute ihr ins Gesicht. »Haben wir noch eine reelle Chance?«

»Es wird schwer werden, John, sehr schwer sogar…«

***

Ob im Sommer, im Frühjahr, im Herbst, manchmal sogar auch im Winter. Der Staub war ständig da, wenn sie ihren Weg in die Klippen, die Berge, die Felsregionen nahmen. Er wurde von den Reifen in die Höhe gewirbelt. Er war ein grauer Vorhang, der ihren Weg begleitete und sich über die Fahrzeuge legte.

Sie nahmen Wege, die normalerweise keiner fuhr. Schmale Pfade, die sich schlangengleich in die Höhe wanden, an vorstehenden Felsenwänden vorbeiglitten, auf steinigen Flächen endeten und irgendwo kaum erkennbar weiterführten.

Man mußte sich in der Gegend auskennen.

Zwischen der Corniche und dem Meer gab es trotz des Baubooms noch genügend freie und einsame Plätze, wo sie ihre Mutproben durchführen konnten.

Zuerst mußten sie die entsprechende Höhe erreicht haben. Das möglichst in einem Höllentempo.

Doris bereute es, mitgefahren zu sein. Sie hockte verschüchtert neben Dakota, der den Volvo lenkte. Die anderen vier verteilten sich auf die zwei Hondas.

Sie hatte erst ja gesagt, eigentlich mehr, um Cascadal zu ärgern, dann waren ihr Bedenken gekommen, nur hatte sie nicht den Mut gefunden, wieder auszusteigen. Also war sie in den Volvo gestiegen, hatte jedoch kaum ein Wort gesprochen.

Dakota lenkte, als stünde er unter Strom. Viel sehen konnte er nicht. Der braungelbe Staub umgab den hellen Wagen mit dem Metallicglanz wie eine Wolke, die nie abriß. Um diese Fahrten überhaupt durchführen zu können, hatte er den Wagen aufgemotzt, die Stoßdämpfer verstärkt und auch entsprechende Reifen aufgezogen.

Sie hielten den scharfen Kurven stand, in die er den Wagen hineinlenken mußte.

Doris war angeschnallt, bekam die Unebenheiten des Bodens trotzdem mit, die sich auf ihren Körper übertrugen. Deshalb tanzte sie, im Gurt hin und her. Wenn der Fahrer die Kurve zu stark nahm, hielt sie der Gurt nur unzulänglich.

Dakota lachte. »Macht Spaß, wie?«

Doris hob nur die Schultern.

Er schaltete wieder einen Gang höher und drückte auf das Gaspedal. Der Volvo machte einen Satz nach vorn. Mit dem Rücken wurde Doris gegen den Sitz gepreßt, wieder überholte sie der Staub und auch zwei Schatten rechts und links.

Es waren die Feuerstühle.

Einmal besetzt von Marcel und Denise, zu deren Kleidung der Helm überhaupt nicht passen wollte. Auf der anderen Maschine hockten Zucci und Viola.

Die Mädchen winkten, als die Hondas vorbeischossen. Dakota grinste und grüßte zurück.

»Das wird eine Höllenfahrt«, sagte er.

»Bestimmt«, gab ihm Doris mit tonloser Stimme recht. »An die Gestalt denkst du nicht mehr?«

»Nein, weshalb?«

»Nur so.«

»Aber du hast Angst, nicht?«

Sie klammerte sich an den Kanten des Sitzes fest. »Ja, ich habe Angst. Das ist kein Spiel mehr. Erinnere dich an Marcels Aussagen, der hat es auch so gesehen.«

»Quatsch, der hatte einen Blackout.«

»Das glaube ich nicht.«

»Aber ich.«

Doris schwieg, weil der Volvo wieder in eine enge Kurve hineinrutschte. Die Wolke wischte zur rechten Seite hin weg, wo sie sich verlor. Doris bekam sekundenlang einen freien Blick und stellte fest, daß sie sehr an Höhe gewonnen hatten. Sie konnte bereits über die Klippen hinwegschauen und sah das wogende Meer wie eine graugrüne Farblandschaft unter sich liegen.

Der Himmel war nicht mehr so klar wie am Morgen. Wolkenstreifen zogen auf und verdichteten sich zu Bänken, die sehr hoch lagen und der Sonne die Kraft nahmen.

Bestimmt würde es in der Nacht anfangen zu regnen.

»Jetzt«, sagte Dakota laut, »nehmen wir den letzten Rest der Strecke. Du wirst sehen, es geht aufwärts.«

Das ging es auch. Diesmal scheuchte Dakota den Wagen nicht einmal über einen Pfad, sondern einen steilen Hang hoch. Doris bekam Furcht, daß sie kippen könnten, doch Dakota konnte autofahren.

Nahezu lässig schaffte er den Hang.

Ein letzter Sprung über einen querlaufenden Buckel, sie hatten das Ziel erreicht.

Flach lag das Plateau vor ihnen. Es fing an dieser Stelle an und endete dort, wo die Felsen senkrecht in die Tiefe und dem Meer entgegenkippten.

Marcel und Zucci hatten die Maschinen aufgebockt und die Helme abgenommen. Der Wind spielte mit Zuccis blonder Mähne. Er wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß und auch den Staub von der Stirn. Dann kam er grinsend näher.

»Na?«

Er hatte Doris angesprochen, die sehr schnell aus dem Wagen gestiegen und blaß im Gesicht geworden war.

»Fragst du, ob es mir gefallen hat?«

»Oui.«

»Nein.«

Zucci lachte. »Daran mußt du dich gewöhnen, meine Liebe. Wir sind manchmal besser als Stuntmen.«

»Das ist nichts für mich.«

Dakota hämmerte die Tür zu. »Hör mal, Cherie. Mitgefangen, mitgehangen, das weißt du doch.«

»Was soll das bedeuten?«

Er grinste sie über das Wagendach hinweg an. »Was du bis jetzt erlebt hast, war ein Kinderspiel. Gewissermaßen die Anfahrt zu den wahren Dingen, die Spaß machen.«

»Du meinst die Mutprobe?«

»Richtig, Süße, die Mutprobe. Die wirst du durchstehen müssen, das verspreche ich dir.«

Doris wußte nicht, was sie erwidern sollte und schaute dorthin, wo die flache Ebene endete. Sie war ein kleines Wunder der Natur.

Nicht einmal Steine bedeckten sie. Es wuchsen auch keine Bäume.

Nur ab und zu schaute gelbes Gras aus irgendwelchen Ritzen im Boden hervor. Diese Gegend erinnerte eher an eine Wüste.

Dakota hatte ihren Blick bemerkt. »Genau dort fahren wir hin. Das ist unser Ziel.«

Sie nickte. Die Angst überdeckte sie mit Humor. »Ist dein Wagen denn so gut, daß er fliegen kann?«

Alle lachten. »Leider noch nicht«, antwortete Dakota. »Vielleicht können wir noch etwas daran basteln.«

»Wie macht ihr das denn?«

Dakota grinste. »Paß auf, Süße, wir führen es dir vor. Wer meldet sich?«

Marcel hob den Arm.

»Gut«, sagte Dakota. »Du und Denise. Zeigt unserer Kleinen mal, wie stark wir sind.«

»Wollt ihr zur Klippe gehen?«

»Machen wir.« Er winkte Doris zu und legte einen Arm um sie, als sie neben ihm stand.

In dieser Haltung und so, daß sich ihre Körper berührten, gingen sie dem Rand des Plateaus entgegen. Doris kam es vor, als wäre der Wind kälter geworden. Möglicherweise lag es auch an ihrer inneren Kälte, daß sie so etwas spürte.

Bis zum Rand der Klippe waren es noch gute dreihundert Schritte.

Sie blieben stehen und schauten in die Tiefe.

Unwillkürlich zuckte Doris zurück, als sie an der senkrecht fallenden Wand entlangschaute. Sie bekam Herzrasen. Was sie da unten sah, war nicht normal, wenigstens nicht für sie, da sie zu den Menschen gehörte, die etwas Höhenangst besaßen.

Über ihren Rücken rann eine Gänsehaut. Das Meer schäumte hart gegen den Fels und produzierte einen breiten Schaumstreifen als Brandung. Sie konnte auch, wenn sie nach links blickte, in eine Bucht schauen, in der sich sogar ein feiner Sandstreifen ausbreitete.

Die Bucht öffnete sich zur flachen Uferstraße hin, so daß sie von dort aus ohne Schwierigkeiten zu erreichen war.

»Wer von hier aus ins Meer kippt, der kann nicht überleben«, sagte Dakota. Er lachte sogar noch.

Doris nickte. »Das glaube ich.«

»Wir fahren so dicht heran wie möglich.«

»Und dann?«

»Nichts.« Er breitete die Arme aus und hob die Schultern. Der Wind schleuderte die langen, dunklen Haare nach hinten und gab seinem Gesicht ein noch schärferes Aussehen.

»Das stimmt doch nicht.«

»Okay, wir drehen um.«

»Das ist alles.«

»Klar.«

»Ist schon mal was passiert?«

»Nein.«

Sie sah ihm an, daß er log. »Einer von euch soll mal zu weit gefahren sein.«

Dakota winkte ab. »Die Leute erzählen viel. Du darfst nicht alles glauben.«

Sie schaute noch einmal über den Rand in die Tiefe. Sie überkam dabei das Gefühl, fliegen zu können. Irgend etwas war mit ihren Beinen. Abheben oder nicht?

»Kann ich aussteigen?«

»Nein.«

»Aber ich habe so etwas noch nie gemacht!«

»Ich schon öfter und lebe noch.« Er faßte sie an. »Du wirst sehen,

Kleine, das ist ein irres Feeling. Erotik pur. Du schmilzt dahin, Mädchen. Das mußt du mir glauben.«

»Woher weißt du das denn?«

»Weil ich schon öfter Begleiterinnen hatte. Ich kenne Bräute, die reißen sich darum.«

»Ach ja?«

Er grinste scharf und verengte dabei die Augen. »Du mußt mir schon glauben. Viele würden dich beneiden, könnten sie dich hier neben mir stehen sehen.«

»Ich habe keine Ahnung von euren Spielen. Jedenfalls empfinde ich Furcht. Außerdem darfst du den Kerl nicht vergessen, der im Bistro erschienen ist…«

Dakota deutete in die Runde. »Siehst du ihn?«

»Noch nicht. Nur haben wir ihn bei Cascadal auch nicht gesehen. Er war nur plötzlich da.«

Marcel winkte, Zucci schrie und lenkte die beiden von einer Fortführung des Gesprächs ab.

»Was ist denn?« brüllte Dakota.

»Wir sind fertig.«

»Dann los.« Er zog Doris einige Meter zurück und flüsterte: »Jetzt kannst du was erleben, das sage ich dir. Marcel ist besonders gut. Da hast du wirklich den Eindruck, als würde er über die Klippe weg und hinaus in das Meer fliegen. Irre, sage ich dir. Schade, daß ich dir die Spuren nicht zeigen kann. Er bremst immer im letzten Moment. Ich muß zugeben, daß er auf seinem Feuerstuhl der Star ist.«

»Und was sagt Denise?«

»Die findet es wahnsinnig.«

Der Wind trug das Geräusch des aufheulenden Motors zu ihnen herüber. Ein Zeichen, daß Marcel starten wollte. Denise hockte hinter ihm. Beide sahen aus dieser Distanz ziemlich klein aus.

»Oder wärst du lieber mit Marcel oder Zucci gefahren?« erkundigte er sich.

»Auf keinen Fall.«

»Ob du im Wagen sitzt oder auf dem Feuerstuhl, wenn du zu spät bremst und über die Klippe rast, hast du weder auf der Honda noch im Volvo eine Chance. Das mal vorweggenommen.«

»Bitte!« flüsterte sie. »Hör auf damit!«

»Wie du willst.«

Zucci senkte den Arm. Ein Zeichen für Marcel, daß er starten konnte. Und wie er anfuhr. Durch das schnelle Tempo richtete sich die Honda auf dem Hinterrad auf. Für den Betrachter sah es aus, als wollte sie in den Himmel steigen. Die ersten Meter fuhr er auf einem Rad, bis er dafür sorgte, daß die Maschine wieder nach vorn kippte und mit beiden Rädern den Boden berührte.

Staub wirbelte auf. Er verdichtete sich zu einer Wolke, die hinter der Honda herwallte. Der Motorenlärm dröhnte als gewaltiges Echo über die Ebene hinweg. Zucci und Viola traten unwillkürlich zur Seite, als die beiden ziemlich dicht an ihnen vorbeirasten und sie von der Wolke aus Staub überdeckt wurden.

Doris hatte damit gerechnet, daß Marcel sein Tempo beibehalten würde. Das stimmte nicht. Er schaffte es tatsächlich, die Geschwindigkeit zu steigern.

Sie schüttelte den Kopf und preßte beide Handflächen gegen ihre Wangen. »Das… das ist doch Wahnsinn!« schrie sie gegen den Lärm der Maschine an. »Der reinste …«

Dakota lachte nur. »Ja, es ist Wahnsinn, aber wir haben ihn im Griff. Er ist kontrolliert.«

»Nein, ich…«

Es verschlug ihr die Sprache, denn die Honda raste wie eine Rakete heran.

Marcel hatte sich weit nach vorne gebeugt. Geduckt hockte er auf dem Sattel, bot dem Wind so wenig Widerstand wie möglich. Die gleiche Haltung hatte auch Denise eingenommen. Beide Körper waren zu einer Einheit verschmolzen.

Doris hätte schon längst abgebremst, aber der wahnsinnige Marcel raste noch immer auf den Klippenrand zu.

»Bremsen!« brüllte sie. »Mein Gott, nun brems doch endlich! Du rast in den Tod, du…«

Er und Denise waren da. Sie standen nicht weit von der Klippe weg, es waren nur mehr ein paar Meter.

Dann zeigte der Fahrer sein Können. Urplötzlich verwandelte sich die Honda in einen Kreisel. Die Staubwolke steigerte sich, zog zur Klippe!

Die Maschine schleuderte innerhalb der Wolke, wo sie zu einem Schatten geworden war. Seitlich rutschte sie noch auf den Klippenrand zu, ohne jedoch darüber hinwegzufliegen. Marcel hatte die Maschine sicher unter Kontrolle.

Er stemmte sich auch mit dem Fuß ab. Es sah so aus, als wollte die Hacke Feuer fangen, als sie über den Boden schleifte. Dann stand die Honda in der entgegengesetzten Richtung. Marcel fuhr noch einige Meter weiter, bevor er sie abstellte und aufbockte. Nahezu lässig war Denise ebenfalls vom Bock gesprungen und ging auf Doris zu.

»Irre, nicht?«

Die anderen liefen herbei und klatschten laut Beifall.

Doris nickte nur. Sie stand zwar nicht unter Schock, aber das Bild der heranrasenden Honda wollte einfach nicht vor ihren Augen verschwinden. Sie hatte kaum damit gerechnet, daß der andere es noch schaffte, die Maschine herumzureißen.

Denise blieb vor ihr stehen und bewegte ihre Hand winkend vor

Doris’ starren Augen. »He, gleich bist du an der Reihe. Dann kannst du das Gefühl mal erleben.«

»Ich will eigentlich nicht.«

»Du mußt.«

Dakota hatte die letzten Worte gehört. »Natürlich muß sie.« Er legte Doris eine Hand auf die Schulter und drückte die Frau herum, damit sie gegen den entfernt parkenden Wagen schauen konnte. »Der Volvo wird immer von mir gewartet. Er ist schon okay, darauf kannst du dich verlassen. So wie Marcel seine Maschine beherrscht, so beherrsche ich eben den Wagen. Keine Sorge.«

Sie sagte nichts. Ihre Knie waren weich, als sie dem Wagen entgegenschritten. Ihr Blick fiel gegen den Himmel, der trübe aussah. Sie hatte plötzlich das Gefühl, von allem hier Abschied nehmen zu müssen. In ihrer Kehle entstand ein Würgen.

Viel zu schnell hatten sie den Wagen erreicht und blieben neben ihm stehen.

Zucci und Viola schlenderten heran. Das Mädchen sagte: »Nach euch sind wir an der Reihe.«

Doris hörte kaum hin. Dakota öffnete ihr die Tür. »Setz dich schon mal hinein.« Er blieb dermaßen dicht hinter ihr stehen, als wollte er ihr einen Fluchtweg versperren.

Doris kletterte in den Wagen. Dabei hatte sie das Gefühl, in einen Sarg zu steigen.

Dakota hämmerte die Tür zu. Auf den Scheiben lag der Staub ziemlich dick. Nur die Frontscheibe war von den Wischern einigermaßen gereinigt worden.

Wenn sie herausschaute, konnte sie die anderen nicht mehr klar sehen. Marcel und Denise waren am Klippenrand stehen geblieben.

Beide rauchten.

Auch Dakota stieg ein. Er schnallte sich an und grinste der jungen Frau dabei zu. »Aufgeregt?«

»Ich habe Angst.«

»Die vergeht, glaub mir.«

»Nein, bestimmt nicht.«

Dakota ließ den Motor an. Er betätigte noch einmal die Wischer, um die Halbkreise sauberer zu bekommen, und spülte auch einige Male mit Wasser nach. »So, das müßte reichen.«

»Wann willst du denn bremsen?«

»Mal sehen.«

»Ich werde die Augen schließen«, flüsterte sie. »Ich kann einfach nicht zuschauen.«

»Gib dir keine Mühe, Süße. Du wirst die Augen offenhalten, weil du nämlich in eine gewisse Faszination geraten wirst, die man einfach nicht beschreiben kann.«

»Na ja…«

Er spielte mit dem Gaspedal. Zucci und Viola traten zur Seite, sie wollten kein Hindernis bilden.

»Na denn«, sagte Dakota und startete.

Der erste Gang, der zweite, sehr schnell schaltete er hoch in den dritten und brachte den Volvo auf Touren. Doris warf ihm einen raschen Blick zu.

Angespannt hockte er hinter dem Lenkrad, in den Augen ein gewisses Blitzen, den Mund in die Breite gezogen, als wollte er im nächsten Augenblick anfangen zu lachen.

»Das wird eine Schau, wird das!« keuchte er. »Heute mache ich mein Meisterstück.«

Doris glaubte ihm aufs Wort. Nur wollte sie nicht, daß er dieses Meisterstück ausgerechnet mit ihr machte. Sie starb jetzt schon hundert Tode, die eingebettet waren in die zahlreichen Vorwürfe, daß sie das sichere Bistro verlassen hatte.

Sie huschten über die Ebene hinweg. Doris hatte das Gefühl, als würden die Reifen den Boden überhaupt nicht berühren. An den Staub hatte sie sich längst gewöhnt, auch wenn er ihr einen Teil der Sicht nahm. Dakota hatte recht behalten. Es war ihr einfach nicht möglich, die Augen zu schließen. Irgend etwas zwang sie dazu, diese verdammte Fahrt klar und deutlich nachzuvollziehen.

So rasten sie weiter.

Die Hälfte der Strecke lag bereits hinter ihnen. Verkrampft hockte Doris auf dem Sitz. Sie war sicher, daß es nicht gutgehen konnte, nein, da mußte einiges schieflaufen.

Der Untergrund, das Meer, auch der Himmel, alles wurde eins und verschwamm zu einer Soße.

Wie lange noch mußte sie diesen fürchterlichen Seelenterror ertragen?

Es wurde noch schlimmer. Sie sah ihn nicht, sie spürte und sie hörte ihn auch.

»Ich bin da!« sagte eine Stimme gegen das Motorengedröhn. »Ich bin wirklich bei euch, Freunde, das habe ich versprochen!«

Doris schaute zurück.

Sie schrie auf, als sie die unheimliche Gestalt im Fond hocken sah.

Ihr Herzschlag raste plötzlich. Kalt und gleichzeitig heiß wurde ihr, bevor sie die nächsten, schrecklichen Worte hörte.

»Ihr werdet nicht mehr bremsen können…«

***

Als wir die Bucht erreichten, legte Kara mir eine Hand auf den Arm.

»Bitte, John, halt an!«

»Wieso?«

»Mach es.«

Ich bremste so hart, daß die Reifen quietschten und auf der Straße Streifen hinterließen. Dicht am Rand kam der Leihwagen zum Stillstand.

»Ich möchte nicht mit hoch, sondern hier in der Bucht warten. Wir müssen uns trennen.«

»Hat das einen Grund?«

»Ja, ich denke an den verdammten Kraken und daran, daß der schwarze Priester eine Doppelexistenz führt. Es kann sein, daß er als Krake aus dem Wasser erscheint oder in seiner schwarzen…«

»Ja, ich habe verstanden.«

»Du kennst den Weg?«

Ich deutete schräg in die Höhe. »Keine Sorge, den finde ich schon. Ich brauche nur der Staubwolke nachzufahren.«

»Hoffentlich schafft es der Wagen.«

»Zur Not gehe ich auch zu Fuß.«

»Gut.« Kara nickte. »Ich hoffe nur, daß ich ihm gegenübertreten kann. Es ist mein Problem. Damals war er der erste, da habe ich ihn nicht schaffen können. Heute muß ich es.«

»Viel Glück!«

Sie stieg aus, schlug die Tür zu. Ich gab wieder Gas und fand nach kurzer Zeit einen steilen Weg, der von der Straße abzweigte.

Die Staubwolke war geblieben und zu einem guten Wegweiser für mich geworden.

Der Weg ließ sich zu Beginn noch gut fahren. Später begannen die Schwierigkeiten. Nicht allein wegen der Steigung, mir machten auch die auf dem Pfad liegenden Steine zu schaffen. Wenn ich über die hinwegrollte, dann hämmerten sie oft genug gegen das Bodenblech.

Bei den ersten Schlägen war ich zusammengezuckt, später hatte ich mich daran gewöhnt.

Ich fuhr über Halden, der Wagen hatte schwer zu leiden, mit dem Verleiher würde ich bestimmt Ärger bekommen, doch was spielte das für eine Rolle? Mir ging es einzig und allein um den Erfolg. Ich wollte, ich mußte ihn haben.

Das Lenkrad mußte ich hart festhalten, es wäre mir sonst aus den Händen geschlagen.

Höher und höher fuhr ich. Über mir den Himmel und Wolken aus bräunlichem Staub.

Ich blieb eisern, auch wenn die Strecken noch so gefährlich und steil wurden.

Dann lag die letzte Kurve vor mir. Ich drehte das Lenkrad nach links, schleuderte mit der rechten Seite weg, blieb aber am Ball und fuhr eisern weiter.

Nach der Kurve erschien der Hang.

Es war überhaupt kein Weg zu erkennen. Die Pneus rutschten über die Halde. Ich mußte mit der Bremse und dem Gas regelrecht spielen und beides konzentriert einsetzen.

Dann hatte ich es hinter mir. Der kleine Renault bockte förmlich auf das Plateau.

Hier sah ich sie.

Es mußte die Clique sein, von der Cascadal gesprochen hatte. Vier junge Leute, zwei Mädchen und zwei Männer standen sich gegenüber. Sie alle verfolgten den Weg eines Volvos, der genau auf das Ende der Ebene und damit auf die Klippen zuraste. – Von mir nahmen sie nicht einmal Notiz, als ich ausstieg. Fasziniert beobachteten sie den Weg des Volvos. Wer darin saß, erkannte ich nicht, weil der Wagen von einer sichthemmenden Staubwolke begleitet wurde.

»Verdammt!« schrie die Kleine. »Jetzt muß er doch bremsen!«

Nein, er bremste nicht.

Der Volvo raste mit voller Geschwindigkeit auf die Felsklippe zu, als wollte er darüber hinweg in die Unendlichkeit des Himmels jagen…

***

Für beide war es eine schreckliche und auch tödliche Botschaft. Doris hatte schneller reagiert als Dakota, der sich zu sehr mit der Fahrerei hatte beschäftigen müssen.

Plötzlich zuckte er zusammen. Da war ihm bewußt geworden, was überhaupt geschehen war. Im Wagen hockte noch eine dritte Person. Ausgerechnet dieser Kerl aus dem Bistro, den Dakota für eine Figur aus einem SF-Film gehalten hatte.

Er schaute nicht zurück und auch nicht in den Innenspiegel. Dafür reagierte er mit einem Fluch und anschließend mit einer Tat. Heftig drückte er das Bremspedal bis zum Anschlag.

Keine Reaktion.

Der Volvo fuhr mit unvermindert hohem Tempo weiter. Nach dieser Tatsache schoß Dakota das Blut in den Kopf. Er wurde knallrot, zitterte und schien jeden Augenblick zu platzen.

Er versuchte es noch einmal, und wieder griff die Bremse nicht.

Dakota hatte das Gefühl, ins Leere zu treten. Er flüsterte sinnlose Worte, vermischte sie mit Flüchen, während das Mädchen neben ihm gar nichts sagte und nur durch die Scheibe starrte.

Doris war vor Angst gelähmt. Sie konnte sich nicht einmal bewegen, so schwer lastete dieser Druck auf ihr. Obwohl der Klippenrand immer dichter vor ihnen erschien, sah sie ihn nicht. Für sie war die Welt bereits untergegangen.

Neben ihr heulte Dakota auf, als er es wieder versucht hatte. Für einen Moment zuckte ihm die Möglichkeit der Motorbremse durch den Kopf, dazu war es auch zu spät.

Es gab, wenn überhaupt, nur noch eine Chance. Die Türen auf und sich aus dem Wagen werfen.

»Die Tür! Du mußt die Tür öffnen!« brüllte er Doris zu, während er bei sich gleichzeitig den Gurt löste.

Den Hebel fand er mit zielsicherem Griff, nur war es ihm nicht möglich, die Tür aufzustoßen. Wie verriegelt wirkte sie.

Hinter sich hörte er das Lachen, dann die Stimme des Unheimlichen. »Es ist sinnlos, ihr kommt hier nicht heraus. Die Krakenfalle ist geschlossen!«

»Du bist verrückt, du…«

»Ihr werdet sterben!«

Es waren seine letzten Worte, die er sprach. Auch Dakota sagte nichts mehr, denn er war bereits zu dicht an den Rand der Klippe herangefahren. Höchstens noch fünf Meter, dann war Schluß.

Sie rasten weiter – und über den Rand der Klippe hinweg. Als sie den festen Boden verließen, durchzuckte noch einmal ein heftiger Schlag den Volvo.

Sie rasten weiter.

Boden befand sich nicht mehr unter den Reifen, und im Fond hockte nicht mehr der schwarze Priester.

Es gab nur noch Doris und ihn.

Der Himmel, das Meer, sie schauten hinein, bis der Wagen plötzlich das Übergewicht bekam und kippte. Sie rasten in die Tiefe!

Beide brüllten, sahen plötzlich das Wasser nicht mehr, sondern einen Felsvorsprung, gegen den der fallende Wagen mit ungeheurer Wucht prallte.

Feuer, Rauch, Trümmer, das alles mischte sich für die beiden Menschen zu einem tödlichen Inferno…

***

Die einsame Frauengestalt schlenderte durch den tiefen Sand der Bucht und hing ihren Gedanken nach, die sich um Kampf und Tod drehten. Damals hatte sie es versucht und war gescheitert, obwohl sie einen gewissen Sieg hatte erringen können.

Die Flammenden Steine hatten sie davor gewarnt, daß der schwarze Priester zurückkehren würde, um sich ihr noch einmal zu stellen.

Und er war gekommen, um unschuldige Menschen zu seinen schwarzblütigen Dienern zu machen.

Er brauchte den Austausch des Blutes, denn die Schwarzen waren auch unter dem Namen Blutpriester bekannt gewesen.

Eine alte Krakenmagie hielt sie am Leben. Die Kraken gehörten zu den Urgeschöpfen, die sich all die Millionen Jahre über fast so gehalten hatten wie früher. Auch an ihnen war die Magie nicht spurlos vorübergegangen. Sie besaßen die Informationen des Uralten und

waren schon in Atlantis bereit gewesen, diese grauenhaften Informationen weiterzugeben.

Kara blieb dort stehen, wo die Wellen ausliefen und einen feuchten Streifen im Sand hinterlassen hatten. Sie schaute nicht über das Meer. Ihr Blick glitt nach rechts, wo sich eine Felswand erhob, deren Breitseite wie ein gewaltiger Klotz wirkte. Bis zur Hälfte fiel sie glatt in die Tiefe. Danach breitete sich ein Vorsprung aus, der dann bis zum Meer reichte, wo die helle Brandung schäumte.

Über der Wand waberte eine Wolke aus Staub. Wenn John Sinclair sich beeilt hatte, würde er bald dort sein. Sie vernahm auch Geräusche, wenn sie sich konzentrierte. Das Dröhnen von Motoren oder eines Motors. Der Wirt hatte von gewissen Mutproben berichtet, die dort oben abgehalten wurden. Für Kara war so etwas schlimm. Da spielten die Menschen tatsächlich mit ihrem Leben und dachten nicht daran, wie leicht sie es eigentlich aufs Spiel setzten.

Schließlich war es das Kostbarste, was sie hatten.

Die Schöne aus dem Totenreich besaß einfach nicht die Nerven, sich jetzt noch auf einen Felsen ruhig hinzusetzen und darauf zu warten, daß der schwarze Priester oder der Krake erschien. Kara war innerlich einfach zu unruhig. Ihr sechster Sinn sagte ihr, daß es nicht mehr lange dauern würde, bis sich die Ereignisse überstürzten.

Auch der Himmel hatte eine andere Farbe bekommen. Schon längst nicht mehr zeigte er seine frühlingshafte Bläue. Sehr weit oben waren Wolken aufgezogen, die wie gewaltige, grüngraue Gardinen wirkten, hinter denen sich die Sonne zurückgezogen hatte.

Der Wind hatte aufgefrischt und war kälter geworden. Es rollten größere Wellen gegen den Strand und die aus dem Wasser ragenden Felsköpfe.

Tief atmete Kara durch. Sie ging zudem davon aus, daß der schwarze Priester über ihr Kommen Bescheid wußte. Auch er wollte die Entscheidung, das ließ sich nicht leugnen. Also mußte er sich ihr stellen. Egal, ob als Krake oder…

Ihre Gedanken stockten, denn der Lärm vom Felsen her hatte sich verändert.

Da fuhr kein Motorrad, es mußte ein Auto sein, das auf die Klippen zuraste.

Kara stellte sich auf die Zehenspitzen. Sie konnte einigermaßen den Weg der Staubwolke verfolgen, die das Fahrzeug begleitete. Die Wolke näherte sich bereits dem Ende der Klippe, und Kara spürte, wie sich die Haut im Nacken zusammenzog.

Das ging nicht gut, das konnte einfach nicht gutgehen. Da führte eine andere Macht Regie.

Plötzlich sah sie den Wagen. Wie ein Gespenst erschien er für einen winzigen Moment am Rand der Klippen. Dort aber blieb er nicht, denn

einen Lidschlag später raste er darüber hinweg.

Selbst Kara erschrak. Sie krampfte ihre rechte Hand um den Schwertgriff und konnte den Blick von diesem schrecklichen Vorgang nicht lösen. Es sah für sie so aus, als wollte das Fahrzeug in die Unendlichkeit des Himmels hineinstoßen.

Er jagte wie eine Rakete hervor, aber er besaß keinen festen Untergrund mehr.

Der Volvo kippte weg.

Noch war er nicht weit genug geflogen. Als er in die Tiefe stieß, zielte er mit seiner Schnauze genau auf den weit vorspringenden Felsen.

Kara bekam die Szene mit, als hätte jemand eine Zeitlupe eingestellt.

Die Motorhaube drückte sich unter der gewaltigen Stoßkraft zusammen wie eine Ziehharmonika. Sie hörte das Kreischen des Metalls, selbst das Platzen des Glases war zu vernehmen. Sie sah auch die Flammen, die entstanden, als der Volvo das Übergewicht bekam.

Als Fackel jagte er in die Tiefe. Wenn Kara nicht alles täuschte, so bewegten sich in dem Fahrzeug noch Menschen. Die konnten dem Tod nicht mehr entwischen.

Der Wagen schlug auf.

Kara hörte den gewaltigen Krach, als er gegen die Felsen und gleichzeitig in die Fluten der Brandung rammte. Es war für sie ein furchtbares Geräusch, eine Melodie des Grauens und des Todes.

Was noch von ihm zurückgeblieben war, das drückte die Aufprallwucht zusammen wie die Backen einer Schrottpresse.

Die Reste brannten weiter – und explodierten.

Kara hörte den Krach, das Feuer vervielfältigte sich. Der fettige Rauch schwamm über der Aufprallstelle wie ein böses Omen des Todes. Da konnte niemand mehr helfen.

Eine Druckwelle breitete sich in alle Richtungen aus. Kara wurde von ihr nicht verschont. Feiner Sand prasselte gegen sie, und sie drehte sich um.

Der Druck war nicht so stark, als daß er sie von den Beinen gerissen hätte, aber sie wußte auch, daß sie den Menschen im zerstörten Wagen nicht mehr helfen konnte.

Sie ging hin.

Der Rauch vermischte sich mit den aufgewirbelten Sandkörnern und dem Wind. Er stank erbärmlich und wirkte ätzend. Wasser spielte mit den Trümmern. Die Wellen holten die Teile in die Bucht hinein, bevor sie sie wieder gegen den Strand warfen.

Kara sah auch einen Körper, nach dem das Wasser mit seinen langen Armen geleckt hatte. Bei ihm war es nicht einmal zu erkennen, ob es sich um eine Frau oder einen Mann handelte.

Die Schöne aus dem Totenreich spürte das Zittern in den Knien.

Sie merkte auch das Brennen in den Augen. Ihre Finger bewegten sich. Sie bildeten Fäuste, und Kara dachte an den verfluchten schwarzen Priester, der für diesen schlimmen Doppelmord die Verantwortung trug.

Wo steckte er?

Sosehr sich Kara auch umschaute, sie konnte ihn nicht sehen. Er hielt sich zurück.

Sie ging nicht weiter auf das Autowrack zu, sondern wandte sich nach links, wo die Wellen anliefen. Nicht weit entfernt, aus dem Wasser und einigermaßen gut zu erreichen, ragte der Kopf eines bräunlichgrau schimmernden Felsens.

Um ihn zu erreichen, mußte Kara über einige andere, flachere Felsen hinwegspringen.

Das Gestein war glatt, Sie mußte sich vorsehen, wenn sie nicht ins Wasser fallen wollte.

Ununterbrochen rollten die Wellen an, wischten auch über die Steine hinweg und umspülten ihre Füße manchmal hoch bis zu den Schienbeinen.

Mit einem Sprung erreichte Kara einen besonders günstigen Felsen, der aussah wie eine kleine viereckige Plattform.

Hier wollte sie auf ihn warten!

Kara zog ihr Schwert. Eine innere Stimme hatte es ihr befohlen, und die innere Stimme sagte ihr auch, daß der schwarze Priester nicht mehr weit von ihr entfernt war.

Sie mußte nur Geduld haben.

Das hatte sie nicht. Was oben auf dem Felsen geschah, kümmerte sie nicht mehr, ihr Interesse galt einzig und allein dem schwarzen Priester, diesem verfluchten Monstrum.

Wann endlich zeigte er sich? War er zu feige? Wollte er den Kampf nicht mehr?

Kara beschloß, ihn aus der Reserve zu locken. Sie stieß die Hand mit dem goldenen Schwert schräg in die Luft und brüllte gegen die Wellen an. »Komm schon her! Zeig dich, damit wir das beenden können, was wir damals in Atlantis begonnen haben.«

Das Echo der Stimme verhallte in der hart anschlagenden Brandung. Kara allerdings ging davon aus, daß der schwarze Priester sie gehört hatte, falls er sich in der Nähe aufhielt.

Sie wirkte so, als wäre sie mit dem Felsen verwachsen und drehte sich auch auf der Stelle, weil sie alles im Blickfeld haben wollte. Der Strand war leer. Auch von der weiter entfernt verlaufenden Straße ließ sich niemand blicken.

Kara dachte daran, daß er möglicherweise seine zweite Gestalt angenommen hatte. Möglich war in diesem Fall alles.

Und so wartete sie.

Sekunden vergingen.
Das Rauschen der Brandung verstärkte sich. Das merkte auch Kara. Sie schaute hin und sah, daß nicht die Brandung wütender gegen den Fels schlug, es war das Wasser in der Bucht und um ihren Felsen herum, das in Bewegung geraten war.
Strömungen waren entstanden, Wirbel und Kreisel. Darüber eine hellgraue, schaumige Flut, bedeckt mit dicken Blasen, die sehr schnell zerplatzten.
Das kam nicht von ungefähr, denn in der Tiefe brodelte es. Da hatte sich etwas geöffnet.
Das Wasser brodelte noch stärker, floß über die Felsen, und Kara wußte, daß er jeden Augenblick erscheinen würde.
Sie hielt das Schwert mit der goldenen Klinge in beiden Händen, war kampfbereit und schrak kaum zusammen, als der erste mächtige Krakenarm wie ein gewaltiger Schlauch aus der Flut hervor und in die Höhe peitschte…

***

Ich hatte meinen Leihwagen verlassen, war einige Schritte gegangen und starrte in die Staubwolke hinein, in der sich der rasende Wagen nur schattenhaft abzeichnete.
Es war einfach unfaßbar.
Der Fahrer mußte seinen Verstand verloren haben. Wie konnte er nur in diesem Höllentempo dem Rand der Klippe zurasen? Er brachte nicht nur sein Leben in tödliche Gefahr, auch das der Kellnerin Doris, die als Beifahrerin im Volvo hockte.
Wie ich dachten auch die anderen vier Zuschauer, die zur Clique gehörten.
Sie konnten es einfach nicht fassen, daß ihr Chef nicht auf die Bremse trat.
»Halt an! Verdammt, du mußt bremsen! Stopp endlich!«
Männer- und Frauenstimmen brüllten durcheinander, doch sie wurden nicht gehört, der Motorenlärm überdröhnte alles. So raste der Wagen weiter, auch ich blieb nicht stehen.
Dabei kam ich mir vor wie eine ferngesteuerte Marionette, als ich über die Ebene hinwegschritt. Ich sah die Gesichter der vier jungen Leute. Die Angst hatte sie verzerren lassen.
In diesem Moment – ich blieb wieder stehen – hatte der Wagen den Rand erreicht – und sauste darüber hinweg.
Wir alle sahen ihn fliegen. Ein Mädchen, das aussah wie eine Punkerin, hielt es nicht mehr aus, ließ sich auf die Knie fallen und trommelte mit beiden Fäusten gegen den harten Boden.
Die anderen drei standen auf der Stelle wie Statuen. Auch ich rührte mich nicht. Der Wagen flog, seine Geschwindigkeit war enorm

gewesen, aber er kippte plötzlich weg.

Wir sahen es nicht, wir hörten es nur.

Dieses Krachen, das Kreischen, keine Schreie, dafür den flackernden Widerschein des Feuers, der an der Felswand nach oben gekrochen war und über den Rand hinwegstreute.

Eine Mischung aus Schwarz, Rot und Gelb. Sich dabei schattenhaft bewegend, ein letztes, leider tödliches Zeichen einer wahnsinnigen Mutprobe. Ich ging auf den jungen Mann zu, der durch seine blonde Mähne auffiel. Als ich ihn antippte, schrak er zusammen.

»Weshalb?« fragte ich ihn. »Weshalb habt ihr diesen verdammten Wahnsinn gemacht?«

Er stand noch unter Schock. Möglicherweise bekam ich aus diesem Grunde die richtige Antwort. »Es war eine Mutprobe. Sie hat immer geklappt, wir konnten es, wir hätten die Strecke auch mit geschlossenen Augen fahren können…«

»Aber jetzt nicht…«

»Nein, nein.«

»Was ist der Grund?«

Er hob die Schultern. Ich sah Tränen aus seinen Augen laufen.

»Ist es die Gestalt? Der schwarze Priester? Du wirst dich an ihn noch erinnern, nicht wahr?«

»Ja…«

»War er ihm Wagen?«

»Keine Ahnung. Ich habe nichts gesehen. Ich habe ihn nicht gesehen, wie er einstieg.«

»Schon gut«, sagte ich und klopfte ihm auf die Schultern. »Schon okay, mein Junge.« Ich dachte darüber nach, ob ich zum Rand des Felsens gehen und in die Tiefe schauen sollte.

Nein, es hatte keinen Sinn. Ich hätte nichts mehr retten können.

Trotzdem wollte ich nach unten sehen, allerdings von einer anderen Stelle, einer seitlichen.

Mit sehr müden Schritten ging ich meinen Weg. Ich kam mir zerschlagen und als Verlierer vor. In der Kehle spürte ich einen verdammt miesen Geschmack. Die Sohlen schleiften über den harten Boden und ließen kleine Staubwolken in die Höhe quellen.

Ein Mädchen kam mir entgegen. Es schaute mich an, ohne mich zu sehen und hätte mich umgerannt. Die Perlen und der Schmuck klirrten, als sie zusammenstießen.

Ich machte ihr Platz. Sie flüsterte ständig den Namen Dakota.

Nach wenigen Metern hatte ich den Rand erreicht und blickte hinunter in die Bucht.

Da lag das Wrack.

Verbrannt, von einer dunklen Rauchwolke umgeben und von Wellen immer wieder ergriffen, die sich in die Trümmer regelrecht

hineinwühlten. Den Sturz konnte kein Mensch überlebt haben.

Ich sah auch Kara. Sehr klein, als wäre sie eine Figur. Im ersten Moment erschien es mir aus dieser Distanz, als würde sie mitten im Wasser stehen. Aber sie hatte ihren Platz auf einem relativ bequemen Felsen gefunden, wo sie auf irgend etwas zu warten schien.

Ich winkte ihr zu, sie sah es nicht, denn sie konzentrierte sich auf das Wasser.

Ich dachte an den Kraken und daran, daß auch ich ihn schon aus der Flut hatte steigen sehen. Hatte sich Kara bewußt dort hingestellt? Wartete sie auf die Krakenfalle?

Selbst aus dieser Distanz war zu erkennen, daß sich die Farbe des Wassers um die Insel herum verändert hatte. Sie war heller geworden, schaumiger.

Und dann sah ich den Arm.

Von hier oben sah er ziemlich dünn aus. Doch ich wußte, welch eine mörderische Kraft in diesem Tentakel steckte.

Kara konnte ich von dieser Stelle aus nicht helfen. Ich rannte los, warf mich in meinen Wagen und startete zu einer wahren Höllenfahrt hinab in die Bucht…

***

»Jaaa…!« brüllte Kara so laut sie konnte. »Ja, auf dich habe ich gewartet, du verfluchtes Ungeheuer.«

Ihre Augen glänzten plötzlich. Wie eingemalt stand der reine Kampfeswille in den Pupillen zu lesen. Sie wollte diesen gewaltigen Kraken vernichten, sie mußte es einfach tun, denn nur so konnte sie dem schwarzen Priester beikommen.

Und der Krake wußte auch, was er zu tun hatte. Es sah beinahe schwerfällig aus, wie sich sein Arm drehte und in einem Halbbogen auf die dunkelhaarige Frau zuschwang.

Darauf hatte Kara gewartet.

Das Schwert mit der goldenen Klinge hatte sie längst angehoben.

Sie war kampfbereit – und sie schlug zu.

Abermals wischte ein goldener Streifen durch die Luft, der gleichzeitig mörderisch war, denn Kara gelang es mit einem Hieb, das Tentakel des Kraken zu teilen.

Wie ein Stück Schlauch oder graue Wurst segelte es davon und wurde vom Meer verschluckt.

Kara lachte gegen den Wind. Sie war jetzt von einem wilden Kampfeswillen erfüllt, der durch nichts gestoppt werden konnte, nur durch ihren Tod.

Der Krake war wieder verschwunden, aber noch in der Nähe, denn sie entdeckte unter Wasser ein rotes Leuchten.

Das war sein Auge, sein schwarzmagisches Leben. Sie mußte einfach

darankommen. Es reichte nicht, wenn sie ihm die Fangarme abschlug, am wichtigsten war das Auge.

Die nächsten Arme erschienen. Diesmal waren es drei auf einmal, und sie bewegten sich aus verschiedenen Richtungen auf die einsame Kämpferin zu.

Kara blieb nur eine Chance. Wenn sie dagegen ankämpfen wollte, mußte sie sich auf ihrer kleinen Insel drehen und während dieser Bewegung immer zuschlagen.

Das tat sie auch, aber der Krake war raffiniert. Er hatte es geschafft, einen seiner Fangarme unter den Felsen zu schieben und drückte jetzt dagegen.

Das spürte die Frau, denn die Felsplatte fing an, sich schwankend zu bewegen. Es war nur eine Frage der Zeit, wann Kara in die schäumende Flut kippen würde.

Sie schlug weiter und hörte das Klatschen, als sie die mächtigen Tentakel mit der goldenen Klinge erwischte. In ihr steckte ebenfalls eine mächtige Magie, die es schaffte, die Fangarme der Bestie zu zerstören.

Die Schöne aus dem Totenreich schaute zu, wie die Stücke im Wasser verschwanden, doch sie wußte genau, daß sie damit noch keinen Sieg errungen hatte.

Erst wenn der Körper sich zeigte…

Noch blieb er verborgen. Sie sah nur das rote, verschwommene Auge, in der die mächtige Krakenmagie steckte, und sie mußte sich auf das Schaukeln des Steines konzentrieren, der noch weiter in die Höhe gedrückt wurde.

Er kippte bereits nach rechts weg, war glatt, und Kara, die sich nicht mehr auf dieser seifigen Fläche halten konnte, verlor das Gleichgewicht.

Sie stürzte in die Flut!

Ein Schrei drang über ihre Lippen, denn eines war ihr klar. Im und unter Wasser war ihr der Krake überlegen…

***

Das Meer schien aus unzähligen kalten Armen zu bestehen, die nur eines wollten. Kara hinein in die Tiefe zerren. Sie spürte die Kälte und den gleichzeitigen Druck, mit dem das Wasser das Unterteil ihres Kleides in die Höhe schwemmte, wo sich eine Luftblase hatte bilden können, die Kara trotz der Wirbel und Strudel an der Oberfläche hielt.

Kara hatte vier Tentakel erwischen können. Wie viele noch frei lagen, konnte sie nicht sagen. Sie rechnete mit noch zwei weiteren Fangarmen, aber das war alles nicht klar. Sie mußte zusehen, daß sie auch im Wasser zurechtkam.

Sie glaubte erst, daß es ein Strudel war, der ihre Beine hielt, bis sie

den Druck spürte und feststellte, daß es ein Krakenarm war, der ihre Beine zusammenpreßte.

Das konnte tödlich enden. Wenn noch ein weiterer Tentakel zugriff und den Arm erwischte, konnte sie die Waffe nicht mehr einsetzen, was tödliche Folgen haben konnte.

Noch befand sich ihr Oberkörper über Wasser. Sie konnte auch den Waffenarm bewegen und erkannte, daß vor ihr das Wasser wieder mächtig aufschäumte.

Der Krake stieß den Fangarm aus dem Wasser. Wie ein gewaltiger Rüssel schwebte er für einen Moment über Kara, und sie stieß das Schwert in die Höhe, bevor der Arm nach unten fallen konnte.

Kara traf.

Die Klinge kam auf der anderen Seite des Arms wieder zum Vorschein.

In Sekundenschnelle faulte der Arm ab. Nur noch der war vorhanden, der Karas Beine umschlungen hielt.

Auch ihn wollte sie vernichten.

Aber dagegen hatte der schwarze Priester etwas. Plötzlich riß er Kara unter Wasser. So schnell, daß sie den Eindruck bekam, jemand hätte einen Vorhang vor ihr Gesicht gezogen. Auf einmal konnte sie nicht mehr sehen, obwohl sie die Augen aufgerissen hatte. Sie sah nur die graue, undurchdringliche Fläche, in der Schaum, Wasser und der Körper des Kraken miteinander verschwammen.

In ihrem Kopf hämmerten fremde Gedanken. Es war das Böse aus Atlantis, das Besitz von ihr nehmen wollte.

Die Vergangenheit holte sie in diesem Augenblick brutal ein. Man machte ihr klar, daß sie es nicht geschafft hatte, den schwarzen Priester zu töten und daß dieser an ihr grausame Rache nehmen wollte.

Kara war verzweifelt. Ihren Arm konnte sie wegen des Widerstands im Wasser nur unvollkommen bewegen. Wenn sie zustieß, saß kaum Kraft dahinter, weil das Wasser bremste.

Die Stimme verstummte. Sie riß dennoch die Augen so weit wie möglich auf.

Eine rote, verschwommene Insel erschien in der grauen, kalten Flut – das Auge!

»Verschlingen. Ich werde dich verschlingen!«

Diese Gedanken hämmerten in ihrem Gehirn. Die Angst wuchs und gleichzeitig mit ihr der Wille zum Kampf. Zudem bekam sie keine Luft, doch Kara mußte atmen.

Noch konnte sie ihren rechten Arm bewegen. In der rechten Hand hielt sie auch das Schwert.

Sie kantete die Klinge und rammte sie nach vorn. Das Auge war groß genug, es mußte einfach zu treffen sein.

Widerstand merkte Kara nicht, aber die kämpfende Frau hatte es erwischt.

Plötzlich explodierte die Welt um sie herum. Das Wasser war nicht mehr grau oder grün, sondern knallrot, als wäre sie selbst in ein gewaltiges Feuer hineingeraten, das alles andere löschte. Der Druck an ihren Beinen war verschwunden. Kara konnte sich wieder bewegen und fand Grund unter den Füßen.

Sie richtete sich auch auf, holte Luft, als eine Welle heranschwemmte, sie packte, überrollte und bis an den Strand zurückschwemmte, wo Kara sich mit einer Hand irgendwo festkrallen konnte. Die Welle lief ab. Die Sicht wurde klarer, und sie sah die rote schwankende Insel dicht unter der Wasserfläche sowie die Tentakelstücke, die von einem Strudel fortgerissen wurden und sich dabei auflösten.

Auch das Auge verschwand.

Es tauchte hinein in die Tiefe des Wassers, das mit seiner Finsternis alles andere überdeckte.

Bei der nächsten Welle, die anlief, hatte sich Kara schon weiter zurückgezogen, so daß sie von ihr nicht voll getroffen wurde. Sie lachte plötzlich, denn ein Gefühl der Erlösung hatte sie überkommen.

Kara wußte mit einemmal, daß sie den Kampf gegen den schwarzen Priester endgültig gewonnen, und den Krakenfluch gebrochen, auch wenn es mehr als 10.000 Jahre gedauert hatte.

Das zu wissen, machte sie glücklich…

***

Der Leihwagen rutschte durch den Sand, als ich die Bremse trat, ausstieg und auf den Strand zurannte. Ich wußte nicht, was passiert war. Ich hoffte nur, daß Kara den Kampf überlebt hatte.

Sie lag oder hockte im Wasser.

Wellen rollten an und überschwemmten sie. So rasch wie möglich rannte ich durch den Sand auf sie zu. Sie schaute mich an, als sie den Kopf drehte, aber ich wußte nicht, ob sie mich erkannt hatte.

Ich zog sie aus den Fluten. Mit beiden Händen hielt ich Kara unter den Achseln gepackt und vernahm plötzlich leises Lachen, danach die Stimme.

»John, ich habe meinen ersten Kampf gewonnen und bei diesem schwarzen Priester den Krakenfluch gebrochen.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

Ich ließ sie los. Sie war erschöpft, dazu tropfnaß, aber sie konnte sich aus eigener Kraft hinstellen. Dort stand sie und schwankte. Ihr Blick war irgendwie verklärt. Mit beiden Händen stützte sie sich am Griff des Schwertes ab.

»Mein Vater«, so flüsterte sie. »Mein Vater… er … er kann stolz auf mich sein, John.«

»Sollte er deine Gedanken irgendwie empfangen, wird er das sicher, meine Liebe.«

»Ja, das glaube ich auch.«

»Dann laß uns jetzt gehen, wir haben hier nichts mehr zu suchen.«

Ich wollte ihre Hand nehmen, doch sie entzog sich mir.

»Wo willst du hin?«

»In den Ort, zur Polizei, ich muß einiges erklären. Das wirst du verstehen.«

»Sicher, John, aber ohne mich. Ich werde wieder dorthin eilen, wo man mich erwartet.«

»Die Steine?«

»Sicher.«

»Grüße Myxin von mir.«

Sie legte mir ihre Hände auf die Schulter. »Das werde ich machen, John. Und mit deiner Mutter, wenn du Hilfe brauchst…«

»Sicher, Kara, ich wende mich an euch.«

»Alles Gute!«

»Danke.«

Wir gingen in verschiedene Richtungen davon. Als ich meinen Wagen erreicht hatte, war Kara schon nicht mehr zu sehen. Dafür hörte ich zwei Motorräder. Die letzten vier der Clique fuhren sehr langsam den Weg zurück, den sie gekommen waren.

Eine halbe Minute später startete auch ich. Der Urlaub war mir vergangen, wieder einmal. Irgendwie zog es mich nach London…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 576 »Brennendes Blut«

[2]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 088 »Mein Flirt mit der Blutfrau«